

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badener Tagblatt. 1896-1948 1945**

42 (24.12.1945) Kunst und Leben

# KUNST UND LEBEN

UNTERHALTUNGSBEILAGE DES BADENER TAGBLATTES

Nummer 3

24. Dezember 1941

## Zwiesprache

### Gedanken zum Heiligen Abend

Schier ausweglos erscheint dem Menschen von heute die Lage, in der er sich wie in einem Gefängnis festgesetzt sieht. Es ist verkehrt, die Schwere und den Ernst seiner Situation zu verkennen und durch oberflächliche Lösungsvorschläge den Versuch zu unternehmen, eine Befreiung oder Klärung herbeizuführen.

Man hat früher so gern an den Weihnachtsfeiertagen sogenannte „besinnliche“ Gedanken geäußert. Einige haben sich sogar etwas dabei gedacht. Die meisten lasen solche Äußerungen mit versöhnlicher Skepsis und meinten entschuldigend: wir haben Weihnachten, da muß man etwas für das Gemüt tun, besonders bei uns in Deutschland.

Eine sogenannte oder ähnliche Einstellung muß heute entweder überwunden werden oder es sollte zum mindesten die Einsicht sich Bahn brechen, daß eine leichtfertige und im tiefsten Sinne gefährlich beziehungslose Haltung der Vergangenheit angehört, wenn wir von der Zukunft etwas erwarten wollen, was dem Leben einen Sinn und Erfüllung gibt. Das Schicksal in Verbindung mit einer allgemeinen und persönlichen Verblendung hat uns weiß Gott eine grausige Lehre erteilt. Es gibt zwar auch heute noch Menschen, die es fertig bringen zu lachen, und zwar bei Gelegenheiten, wo es keine Spur von Grund dazu geben kann. Daß so etwas möglich ist, muß uns mit Furcht und Sorge erfüllen. Die Rettung ist verbaut, wenn es uns nicht gelingt, die Herzen aufzubrechen und die Geister in Bewegung zu setzen.

Phrasen, Befehle, Anordnungen, Ausrichtungen und was sonst alles mit eisalter Organisation in Verbindung steht, haben wir bis zum Weißbluten ausgekostet und viele haben darunter Herz und Seele verloren und sind zu einem Vollzugsautomaten geworden, der heute verwendungslos durch Straßen und Häuser geistert und sich einem gespensterhaften Gestaltwandel unterworfen hat. Die Uniformen wurden der Vorschrift gemäß abgegeben oder sind sonstwie verarbeitet worden. Aber die Prägen der vergangenen Zeit hat tief liegende Spuren hinterlassen, die einfach nicht mehr beseitigt werden können. Dazu ist vor allem Einsicht erforderlich. Das Gefühl, man könnte sich getuschelt haben, man habe wohl seinen kleinen Hausvorrat an Vernunft und Verstand unter den Scheffel gestellt, dieses Gefühl allein schon kann weiterführen und ein winziges Flämmchen von Hoffnung entzünden. Haben wir alle, auch diejenigen, die sich auf die Brust schlagen und im Recht fühlen und die so gern Steine aufheben und sie gegen den oft hilflosen und zur Einsicht bereiten Nachbarn werfen, bei sich selbst angeklopft und das Gewissen erforscht, dann mag die pharisäische Herzensverhärtung sich lösen und einer Offenheit Platz machen, die einzig und allein die große Zwiesprache unter den entfremdeten Brüdern einleiten kann. Haben wir die Zwiesprache der Herzen und Geister — sie ist eine Aufgabe, von deren Bewältigung unser gesamtes künftiges Schicksal abhängt —, dann ist der Weg frei und das Lebens- und Weisheitsgut menschlicher Vergangenheit und Gegenwart unter Einbeziehung des christlichen Glaubens mit allen seinen Machtmitteln zur Erweckung der Seelen, kann einströmen in die bereitstehende Schale der Sammlung der Gutwilligen.

Das sind Weihnachtsgedanken, die uns im Jahre 1945 bewegen und das Wort zur Pflicht machen: fange bei dir an, wenn es um Erforschung von Schuld und Schicksal geht. Hast du deinen Anteil festgestellt, dann magst du suchen und finden, worin und weshalb der andere, den du so selbstgerecht zu verurteilen wagst, gefehlt hat. Wahrhaft christlicher Geist sollte unsere Herzen erhel-

## Weihnachtslied

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte  
ein milder Stern herniederlacht;  
Vom Tannenwalde steigen Däfte  
und hauchen durch die Winterlüfte  
und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,  
das ist die liebe Weihnachtszeit!  
Ich höre fernher Kirchenglocken  
mich lieblich heimlich verlocken  
in märchenstille Einsamkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,  
anbetend, staunend muß ich stehn;  
es sinkt auf meine Augenlider  
ein goldner Kindertraum hernieder,  
ich fühle: ein Wunder ist geschehn.

Theodor Storm

len! Aber wir müssen durch den schwarzen Schacht hindurch, um die Erlösung zu finden. Sei der Weg noch so mühselig, so schmerzhaft und hart und möge er alle Geduld und unsere ganze Kraft beanspruchen, er will beschritten werden.

In diesen Stunden der Weihnachtszeit sollten wir alle, wenn wir den Namen Mensch in Ehre und im vollen Umfang seiner Würde tragen wollen, den feierlichen Entschluß fassen, den brüderlichen Gedanken christlicher Nächstenliebe und den hohen humanen Leitsatz von der Pflicht zu gutwilligem Verstehen in die Tat überleiten. Erst wenn in reinem heiligen Feuer die Bereitschaft in uns brennt, die Widerstände der Feindschaft, der kleinstichtigen Demagogie, des engstirnigen Rechthabenswollens und der lieblosen Verurteilung ohne Klärung der Gründe und Ursachen zu überwinden, dann ist in uns das neue Menschenbild lebendig, ohne das unsere Zukunft im Chaos der Verblendung wird versinken müssen.

Ergreifen wir die Hand der Wegsuchenden

und Reumütigen, der Schicksalsbeladenen und Einsichtigen, sie bedürfen unserer Liebe und unseres Zuspruchs. Und denken wir an die Toten des Krieges, an die in bitterer Trennung von ihren Angehörigen in trostloser Verlassenheit verharrenden und sich täglich in erneuernder Hoffnung aufrichtenden Kriegsgefangenen: sie haben verdient, daß wir nach der Abrechnung mit den verbrecherischen Elementen den Geist der Versöhnlichkeit walten lassen. Tun wir das nicht, dann wird die überwundene Gefahr für uns zur neuen bedrohlichen Schicksalsfügung.

So wollen wir zu Weihnachten an die Tat der Herzen und Geister gemahnen, der aufgegeben ist, das Eine zu wollen und das Rechte nicht zu lassen.

Prüfen wir uns, bekennen wir das Böse und tun wir das Gott wohlgefällige Gute freien und stolzen Herzens. In diesem Geist mag dann auch wahrer weihnachtlicher Klang das einsame Herz durchtönen.

— u —

## Der bekehrte Wendelin / Von Friedrich v. Langsdorff

Das ist eine sonderbare Geschichte, wie sich Wendelin, der Landsknecht, in der Christnacht bekehrt hat. Beim Waffenhandwerk wiegt das Leben nicht viel und es ist drum keine große Rechnung mit dem Tod zu begeben. Wer zeitlebens mit Hellebarde und Schwert im Sold stand, sieht im Tod nur den alten Widersacher, mit dem man auf seine Art fertig werden muß. Gewinnt er, so ist das Leben verloren. Gewiß hatte der Wendelin nicht immer zum verlorenen Haufen gehört. Der Proß brauchte Stockmeister und Gehülfen und der Troß mancherlei Volk. Aber er ist wohl immer wieder zu den kämpfenden Roten zurückgekehrt, der Wendelin mit seinem Federhut, dem roten Wams und den blanken Waffen. Fest stand er da, wie aus einem Stück gegossen.

So kriegerisch ist diese Geschichte aber nicht und so recht unter dem Weihnachtsbaum zu erzählen. Unser Wendelin war kein Landsknecht seiner Zeit, sondern nur deren figürlicher Ausdruck, einer der vielen Zinnsoldaten, wie sie früher in der Adventszeit in alle Welt gingen, um als Spielzeug zu erfreuen und zu belehren. Nur hatte er das Mißgeschick, von einer zerstreuten Hand in eine falsche Schachtel sortiert zu werden und so statt unter rechtes Kriegsvolk in eine friedliche Weihnachtskrippe zu geraten, unter deren Figuren noch der Schächer fehlte. Wenn sich dies auch gleichsam hinter den Kulissen abspielte und den Irrtum eine schmucke Packung verbarg, war doch der weihnachtliche Frieden gestört. Der Wendelin empfand sehr wohl seine zwitterige Lage und hätte vielleicht seine Hellebarde so stellen können, daß man beim Schließen der Schachtel auf den Fehler aufmerksam wurde. Aber es war ein Schalk in ihm und er ließ es gerne darauf ankommen. Ob sich andererseits zu seinen Waffengenossen der verlorene Hirte gesellt hat, kann

ich nicht sagen. Jedenfalls gingen die Beiden ihren Weihnachtsweg getrennt.

Ja und nun kam der heilige Abend, wo jeder gerne ein Kind wäre. Wendelin beschloß seine Fahrt in einem stillen Forsthaus, das selbst wie eine Schachtel Spielzeug aus den Tannen hervorsah. Der Hausherr hatte, um den Gabentisch zu beleben, seinem Buben die Krippe selbst aufgebaut und war nicht wenig erstaunt, als er den kuriosen Landsknecht in die Finger bekam. Er legte ihn zunächst beiseite, bis er die übrigen Figuren geordnet hatte. Da aber die Schäflein ohne Hirte waren, übertrug er dieses Amt dem bärtigen Kriegsmann und stellte ihn dazu. Wenn er auch ganz und gar nicht wie ein friedlicher Wächter aussah, gefiel dem Förster doch die farbenreiche Kleidung und männliche Haltung. Nicht weit von den heiligen Figuren der Krippe stand nun der Wendelin im Schein eines frommen Lichtleins, was wohl neugierig von den Tannenzweigen herabgestiegen war, um sich den Fremdling selbst einmal anzusehen. Es leuchtete wie die Augen des Buben, der nun zur Bescherung hereintrat und mit den Eltern ein Weihnachtslied anstimmte. Durch die Lichtfülle und Vielfalt der Dinge geblendet, wurde er nicht gewahr, was sich mit Wendelin unter dessen zutrug. Kriegslente, die das Lagerleben gewohnt sind, fürchten das Feuer nicht, ja sie spielen gerne damit. Wer konnte es dem Wendelin verargen, daß er in gewohnter Weise sich auf seine Hellebarde stützte, trotz vor dem Lichtlein stehen blieb. Er wich auch nicht, als der wachsende Docht eine immer größere Wärme verbreitete. Denn das Licht konnte den Landsknecht nicht leiden, der eher die heilige Familie zu verböhnen als ein Wächter der Herde zu sein schien. So geschah es, daß sein Feueratem erst die vorgestellte Hellebarde, dann Federhut und Wams des Wendelin erfaßte und

Form und Farbe vertilgte. Wie aus den Wolken gefallen stand dieser da. Als es den höfartigen Frevler also bestrafte und den Frieden wiederhergestellt hatte, erlosch das Lichtlein von selbst. Das Weihnachtslied war inzwischen verklungen und der Knabe wandte sich ungeduldig dem Tische zu, dem Vater jedes einzelne Ding aufzeigend, damit er an seiner Freude über die himmlischen Gaben teilhabe. Da griff er auch nach Wendelin, der bei den Schafen stehend, wohl deren Hirte sein mußte. Wie vom Mondlicht überstrahlt sah er aus, denn es war nur noch das Zinn sichtbar. Aus der kantigen Hellebarde war ein runder Stab, aus dem Hut mit der kecken Feder war ein schmuckloses Hätlein mit einer Krempe geworden, wie es die Hirten gewöhnlich tragen. Wams und Mantel waren zu einem wallenden Mantel zusammengewachsen. Die knochigen Arme und Beine verrieten den wettergestählten Burschen. Aber es war nicht nur eine äußerliche Wandlung. Aus dem trotzigem Krieger schien ein reuiger Pilger geworden, der vor der Lichtgestalt des Engels sich neigend gläubig die heilige Kunde vernahm. Sein Blick heischte nicht mehr Gehorsam. Er schien, sich in der Ferne verlierend, nach dem Stern zu suchen, der in dieser Weihnacht über Bethlehem stand.

Der Vater hatte nachdenklich zugesehen. Sein Erstaunen über die wunderbare Wandlung des Wendelin war seinem Buben nicht verborgen geblieben, der mit der merkwürdigen Gestalt unter seinen Zinnfiguren nicht zufrieden war. Er wollte sie schon beiseite legen. Denn der Wendelin sah aus wie ein Geist, der noch nicht wieder sein irdisches Gewand gefunden. Aber der Vater erzählte dem Jungen nun diese wunderliche Geschichte, sodaß der Wendelin für den Knaben eine besondere Bedeutung erhielt. Er mochte manchen Strauß bestanden haben, die rechte Feuerprobe aber war für ihn das Weihnachtslicht geworden. Indem er sich selbst überwand, war er Sieger geblieben. „Es wandeln viele Lichtlein und Engel in der heiligen Nacht“ sagte der Vater. „Dem Wendelin aber wollen wir wieder Farbe und ein ansehnliches Gewand geben. Denn wir sollen ihm, der sich von Grund auf gewandelt und bekehrt, nichts nachtragen.“

## Das Lied der Heiligen Nacht

Im Weihnachtslied finden wir Glauben und Volkstum in schönster Vermählung. Bei keinem anderen Volk gibt es diese Seligkeit des deutschen Weihnachtsliedes. So tief hat das Weihnachtsgeheimnis die deutsche Seele ergriffen, daß sie dieses Glück hinausjubein muß in Vers und Melodie. Denn „was die deutsche Seele lieb hat, das besingt sie!“ Allen Weihnachtsliedern voran steht unser „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Nachdem der englische Dichter Lord Alfred Tennyson ein deutsches Weihnachtsfest miterlebt hatte, schrieb er an seine Tochter: „Die schönsten Weihnachtsmärchen haben wir Briten, doch die herrlichsten Weihnachtslieder, voll tiefer Poesie, haben Deutsche ihrem Volk geschenkt. Ein Lied wie „Stille Nacht“, bei dem sich zarte Innigkeit und eine wunderbare Singweise zu stärkster Wirkung vereinigen, findet du bei keiner andern Nation der Welt.“ Viele Jahrzehnte lang war der Ursprung dieses Liedes unbekannt. Bald soll es Michael Haydn, der Bruder des großen Josef Haydn am 1800 in Salzburg geschaffen haben, bald galt es als ein Tiroler Volkslied aus dem Pustertal. Erst nach langjährigem Forschen in den Archiven, Kirchenbüchern und Ortschroniken des Salzburger Landes gelang es in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, den Priester Josef Mohr als Verfasser und den Lehrer Franz Xaver Gruber als Komponisten festzustellen. Aus einem zufälligen Anlaß ist das Lied entstanden. Es war um Weihnachten des Jahres 1818. Im Oktober und November hatten schwere Überschwemmungen das Land heimgesucht, und in dem Dörfchen

## Gartenweihnacht / Christnacherzählung von Albert Herzog

Nun war es still geworden in der kleinen Villa, die sich Peter Bergmann und seine junge Frau in der Nähe an die Stadt heranragenden Waldecke erbaut hatten. Das war im letzten Jahre, als dem jungen Architekten durch seinen ersten künstlerischen Erfolg das Geld für Grund und Boden und für den Hausbau in den Schoß gefallen war.

Wie schön war dieser erste Weihnachtsabend im eigenen Heim gewesen! Jetzt freilich hatte der Sandmann sein Amt verrichtet. Die Kinder schliefen in ihrem Zimmer, und nur zuweilen zeigte sich ein seliges Lächeln auf den jungen Gesichtern.

Die junge Mutter hantierte leise in den unteren Räumen des Hauses. Und nur Peter Bergmann saß noch in seinem behaglichen Sessel im Weihnachtszimmer, über ein Buch geneigt, das von der Entstehung des Christfestes handelte. Aber die Augen waren ihm zugefallen, gerade als er davon gelesen, wie im Jahre des Heils 354 der römische Bischof Liborius, ein für allemal den 25. Dezember als Geburtstag Christi feierlich dekretierte. Das war der Tag, der seit alten Zeiten im Lande Italia und auch darüber hinaus als Sonnwendtag, als Geburtstag der neuen Sonne galt. Und Christus war nach der Kirche Anspruch zur neuen Sonne der Welt geworden.

Und dann, gerade als Peter Bergmann dabei war, sich darüber zu unterrichten, wie denn ausgerechnet der Apfelbehängene Tannenbaum im deutschen Lande dazu gekommen war, dort den Mittelpunkt des Weih-

nachtsfestes zu bilden, — gerade da war der Schlaf über ihn gekommen.

Hatte er lange geschlafen, war es nur einen Augenblick gewesen? Peter Bergmann wußte es nicht. Er sah nur, daß der goldene Christengel, der den Weihnachtsbaum schmückte, plötzlich vor ihm stand und ihn lieb anschaute. Das hatte gar nichts Wunderliches für ihn, denn der Christengel hatte die gültigen Züge und die liebenden Augen seiner Frau Agnes. Es war deshalb auch etwas Selbstverständliches, daß Peter sich sofort erhob und mit ihr hinausritt, als sie zu ihm sagte: „Nun wollen wir beide in der Christnacht auch einmal in den Garten gehen und Blumen und Pflanzen belauschen, wie die wohl die heilige Nacht feiern, wenn der Weihnachtsstern hoch oben am Himmel funkelt.“

Der Garten, der sich an das Landhaus anschloß, war die ganze Freude der Bergmanns. Nicht, daß er besonders groß und üppig angelegt war. Aber wie er da von der Terrasse aus, von der nur wenige Stufen zu ihm herabführten, sich gleichsam zärtlich-innig in die Waldecke einschmiegte, daß sogar noch einige hochstämmige Schwarzwald-Tannen und am Bachrand ein alter Weidenbaum, von Efeu umspannen, ein wilder Kirschaum, wer weiß woher, an dem kecke Misteln als ungeladene Gäste es sich wohl sein ließen, mit hineingeraten waren, das machte einen so traumlichen Eindruck, daß man die Vorliebe der Hausbewohner für dieses kleine Idyll wohl verstehen konnte. Ja, was war denn das?

War denn dies eine Winter- oder Frühlingsnacht? Blüte und grüne es da nicht an allen Enden? Sang nicht der Bach deutlich eine feine Weihnachtsweise? Peter Bergmann öffnete die Augen weit, aber der Christengel, der doch Frau Agnes so sehr liebte, nahm ihn bei der Hand führte ihn still durch die Nacht der Wunder und sagte leise: „Du erlebst jetzt das Mysterium der Neuwendung des Göttlichen in der Natur. Als einst der Christ zur Erde kam, war, wie schon vor tausend und mehr Jahren ein Dichter sang, „Das ganze Land mit Blüten dicht bedeckt.“ Und heute noch feiert um die winterliche Sonnenwende die Natur das göttliche Geheimnis der inwendigen Erneuerung alles Lebens mit. Ein Sinnbild des blühenden Paradieses. So komm' und laß' uns sehen und horchen, was der Garten uns zu erzählen hat. Denn Baum und Pflanzen reden in dieser heiligen Nacht. Aber ihre Sprache verstehen nur diejenigen Menschen, deren Herzen schauen und hören können.“ Schon standen die Beiden in der im Mondlicht aufleuchtenden Waldecke des Gartens, wo die mächtige Tanne wie ein Lichterbaum erstrahlte. Und sie vernahmen das Weihnachtsgeheimnis, das der alte Baum erzählte:

„Das ist schon undenkbar lange her, damals, als der Tannenbaum statt der braunen Zapfen noch goldschimmernde Äpfel trug. Von meinem Urhah weiß ich und der wieder von dem seinigen. Denn es ging all die Zeit als fromme Mythe durch das Geschlecht der Menschen und ward aufgezeichnet in den Büchern der Legende, was unserm ersten Ahnherrn widerfuhr. Der Stand als immergrüner Baum der Erkenntnis mitten im Paradiese und seine Apfelfrüchte waren fröhlich anzusehen; doch

den Menschen war ihr Genuß verboten. Als sie aber dennoch davon kosteten und damit das Paradies der Unschuld verließen, ließ Gott den Baum der Erkenntnis aus und warf ihn über die Mauer des Paradieses. Bis ihn tausendjahre darauf, so erzählt die fromme Sage, Abraham fand und in seinen Garten pflanzte. Dazumal verkündete ihm eine Stimme, daß dieses der Baum sei, an dessen Holz einst der Erlöser der Menschen sein Leben hingeben würde für ihre Paradiesesschuld, auf daß ihnen aus neue das Himmelreich geöffnet sei.“

„Und wiederum vergingen tausend und abertausend Jahre, als in deutschen Ländern der Tannenbaum, der einst als Jul-Klotz bei den alten Germanen das Feuer der Sonnenwende aufsprühen ließ, in seinem immerwährenden Grün als Symbol des alten Paradiesbaumes erkannt wurde und nun in den heiligen Nächten selbst zum Lichtträger ward bei dem Geburtsfest des Christ, des Lichtträgers der Welt. Mit Äpfeln behing man die Tanne, wie einst der Baum der Erkenntnis sie getragen, und mit allerlei Zierat, wie es seiner Bedeutung als Symbol des größten göttlichen Schenkens zukam. Also, daß er seitdem — es sind nun über 300 Jahre her, seit er zuerst in der alten Stadt Straßburg als Weihnachtsbaum von einem Christen bezeugt ward — beim deutschen Christfest nicht mehr fortzudenken war und von da im letzten Jahrhundert seinen Weg über den ganzen Erdball nahm.“

Auch haben fromme Männer in ihren Niederschriften schon in den Tagen des Mittelalters von Bäumen bekundet, die in der Weihnacht dem Christ zu Ehren blühten und Früchte zugleich getragen, so 1426 zu Nürnberg,

Oberdorf, wo Mohr damals als junger Hilfspriester wirkte, waren Altar und Orgel der alten Pfarrkirche so stark mitgenommen, daß sie den Dienst versagten und die meisten Gottesdienste in die winzig kleine Nikolauskapelle vor dem Dorf verlegt werden mußten. Aber Mohr wollte seiner Gemeinde für die Feier des „Heiligen Christ“ eine besondere Freude bereiten. Der Zauber der nahen Weihnacht erfüllte sein Herz, und so ließ glückliche Eingebung ihn die Worte des Liedes finden.

Doch noch fehlte die Melodie. War da nicht sein Freund, der Lehrer im nahen Arnsdorf und zugleich Organist in Oberdorf, ein tüchtiger Musikant, der schon eine sangbare Weise finden würde? In der Frühe des 24. Dezember machte sich Mohr nach dem Nachbarort auf. Es war ein frostheller Wintertag, hoch lag der Schnee — so recht ein gottgeschaffener Christtag im Gebirge. Aus den Kaminen der Häuser stieg der bläuliche Rauch in die sonntagsstille Luft. Jeder Baum war ein blitzendes Wunderwerk; schwere Last drückte auf alle Äste und Zweige, und tiefe Schneewehen sperrten den Weg.

So kam der junge Priester erschöpft und durchfroren am Ziele an. Gruber war ganz hingerissen von der seelischen Schönheit der

Verse. Nur wenige Stunden, und er hatte die wehevollen Töne gefunden, die uns noch heute alle Jahre wieder zurückführen ins Kinderland. Dann kam die Christnacht in Oberdorf. Die kleine Gemeinde war unter dem funkelnden Firmament mit seinen klaren Bildern versammelt; denn nur wenigen bot der kerzenhelle enge Kapellenbau Raum. Die meisten standen dichtgedrängt im Schnee vor der niedrigen Tür, aus der Gesang und röllcher Lichterschein herausfluteten. Dann erklang zum ersten Mal das Lied „Stille Nacht.“ Mohr sang als Tenor die erste Stimme, Gruber den Bass und begleitete zugleich auf der Gitarre mit leise harfenden Akkorden; in den Kehrrim mischten sich die Stimmen des Kirchenchors.

Wohl niemand hat damals geahnt, welchen Siegeszug dieses schönste aller Weihnachtslieder durch die christliche Welt gehen sollte. Nur Grubers Frau sagte damals auf dem Heimweg durch die schneehelle Winternacht zu ihrem Mann: „Franz, das Lied wird man noch singen, wenn wir längst gestorben sind.“ Sie hat recht behalten. Wo immer in der Welt Deutsche Weihnachten feiern, wird dies Lied die Herzen erheben bis ans Ende der Zeit.

Dr. Gerard Müller

### Heimkehr nach Frankreich / Aus einer Autobiographie von Marceline Desbordes-Valmore

Verlaine, Baudelaire, Balzac und Sainte-Beuve verehrten, ja liebten diese im menschlichen Bereich große und verehrungswürdige französische Dichterin. Ihre Verse und Briefe sind Bekennnisse eines reinen und adeligen Herzens. Wir drucken nachstehend einen Abschnitt nach aus Stefan Zweig: „Marceline Desbordes-Valmore — Das Lebensbild einer Dichterin.“ Die Uebersetzung ins Deutsche besorgte Gisela Eitel-Kühn. Erschienen 1920 im Insel-Verlag zu Leipzig. (Die Schriftgröße ist vergrößert.)

Das gelbe Fieber, das bei Pointe-à-Pitre seine Verheerungen fortsetzte, fand nichts, was es mir noch nehmen könnte. Ich war allein und wollte mich auf einem Fahrzeug einschiffen, das, ehe es nach Frankreich segelte, zur Vervollständigung seiner Ladung in Basse-Terre vor Anker gehen sollte.

Es war Nacht, solch eine helle Nacht, die eine Gegend völlig verwandelt und aus einer Stadt eine ganz neue andere Stadt zu schaffen weiß. Der Anblick dieser hier war mir so unerträglich, daß ich, in dem Hause, welches mich nach dem Aufbruch und dem Tode meiner Mutter aufgenommen hatte, mich in einem dunklen kleinen Hinterzimmer verkroch. Ich wartete darauf, die alte Uhr an der Wand, die geräuschvoll die Sekunden tickte, die Stunde der Abreise schlagen zu hören. Da kam der Gouverneur und machte mir, zugleich im Namen seiner Frau, das Angebot, mich in seiner Familie aufzunehmen, damit ich zur Rückkehr nach Frankreich eine günstigere und ungefährlichere Gelegenheit abwarten könne.

Er benachrichtigte die Witwe, daß ich mich den Gefahren dieses Schiffes nicht aussetzen würde, das in der Tat recht gebrechlich und kaum mehr war, als ein großes überdecktes Boot. Seine Ladung für Europa bestand aus Stockfisch und Walfschmalz, und an Proviant führte es nur einige Stücke Pökelfleisch und Schiffszwieback mit sich, den man mit dem Hammer zerschlagen mußte. Das Feuer im Kompaßhäuschen und in den Schloten war das einzige, was diese so lange Reise für uns erhellen sollte.

„Sie wird sterben,“ sagte der Gouverneur zu der jungen Witwe, die bereits Tränen vergoß. — „Ich sage Ihnen, Madame, sie wird sterben!“

Alle ihre Worte klangen durch die Bretterwand zu mir herüber, keins aber änderte meinen Entschluß, abzubreisen. Man kam und holte mich; ich sollte selber Antwort geben. Ich weinte, aber nichts erschien mir so grauenhaft, als hier zurückbleiben zu müssen; so lehnte ich das Anerbieten ab. Ich glaube, ehe ich mich dazu entschlossen hätte, hätte ich lieber dasselbe getan, was ein kleiner Negerjunge vom Hause versuchte, der mir bei der Abfahrt nachschwamm: ich wäre ins Meer gesprungen, im Glauben, in meinen Armen Kraft genug zu besitzen, um bis nach Frankreich zu schwimmen.

Das Entsetzen vertrieb mich von dieser be-

1522 zu Würzburg und anderwärts zu anderen Zeiten. Aber das haben nicht alle glauben wollen.“

„Ja, ich weiß“, murmelte der alte Kirschbaum. „Auch von meinen Vorfahren hat man solcherlei Blüten zur heiligen Nacht oft erzählt, und heut noch nimmt manch einer ein Zweiglein von mir und pflügt es behutsam, daß es zur Weihnachtszeit Blätter und Blüten trägt und damit vom ewigen Neuwerden Kunde gibt.“

„Geht mir ähnlich so“, meinte die Weide, „und andere wissen von sich ein Gleiches. Hab mich auch oft genug mit Efeu und Lorbeer, Rosmarin und Stechpalme zur Christmette vereint gefunden. Nur warum der Pfirsichbaum in der geweihten Zeit gläubigen Menschenkindern besonders süßen Duft ins Herz trägt, wer weiß das?“

Da ging es von dem Pfirsichbaum, der unweit im Monddämmer stand, wie ein Leuchten aus, und er sprach leise:

„Auch mir hat meiner Ahnen einer davon gesagt. Es ist eine sinnige Legende und alte Kirchenschriftsteller haben sie auf ihrem Pergament überliefert: Als Maria mit dem Jesuskind gen Ägypten floh, war es ein Pfirsichbaum, der sich vor der Göttlichkeit des Christ neigte, also, daß die Mutter sich und den heiligen Knaben am Saft der Früchte erlaben konnte. Darum ward meinem Ahn ein Segen mitgegeben für alle Zeit.“

Der wilde Rosenstrauch nickte dem Pfirsichbaum zu und sprach:

„Auf derselben Flucht nach Ägypten wars, daß Maria nicht wußte, wie sie die Windeln des heiligen Kindes trocken sollte. Da bot ihr mein Urhahn, demütig seine Zweige dar. Und siehe, wo ein Dorn eine Wunde gehalten,

wegten Insel. Vor wenigen Tagen hat mich ein Erdbeben, während ich vor dem Spiegel stand und meine Zöpfe flocht, aus Bett niedergeworfen. Ich hatte Angst vor den Mauern, hatte Angst vor dem Rascheln des Laubes, dem Wehen der Luft. Die Vögel schienen mich zur Reise aufzurufen. Hier inmitten eines ganzen Volkes, das nur den Tod oder die Trauer um Tote kannte, erschienen mir nur die Vögel lebendig, weil sie Schwingen besaßen. Der Gouverneur konnte keinen andern Dank von mir erlangen, als lebenswürdige Worte und einen Abschiedsgruß. Ich sehe noch immer sein bekümmertes Gesicht vor mir, als er fortging, um mich meinem Schicksal zu überlassen, das ihm verhängnisvoll zu sein drohte. Es war das erste Mal, daß ich selbst über mein Los entschied, und ich legte es allein in

### Weihnacht im deutschen Volk

Kein Volk in der Welt feiert Weihnachten mit solcher Innigkeit und Liebe, wie das deutsche. Schon seit Jahrhunderten. Denn gerade für das Weihnachtsfest war die deutsche Seele so empfänglich. Sofern man im Geschehen der Heiligen Nacht die Ankunft des wahren Lichtes in der Nacht der Welt betont, sind Berührungspunkte mit den germanischen Völkern da. Hier gab es ja das Fest der Sonnenwende mit den mannigfaltigsten Aeußerungen der Freude über die Wiederkehr des Lichtes. Sieht man aber auf die äußere Erscheinung, in der die Ankunft des wahren Lichtes aus der Himmels Höhe geschah — nämlich auf die Geburt eines Kindes — dann finden wir keine Beziehungen zu germanischem Denken. Wenn wir in den Dichtungen unserer Vorfahren lesen: in der Edda, in den isländischen Sagen, im Nibelungenlied, dann entdecken wir immer wieder, wie wenig Bedeutung dem Kind eingeräumt wird. Und diesen Germanen kommt nun die Botschaft von der Geburt Gottes als Kind. Dieses Wunder hat ihre Herzen mit einem gewaltigen Zauber ergriffen, der bis auf unsere Tage von seiner Kraft nichts verloren hat. Die Hilflosigkeit dieses Gotteskindes hat eine unbewußte Sehnsucht in ihrer Seele berührt: als die Starken und Kraftvollen den Hilflosen zu beschützen und zu beschenken. Im früheren Glauben der Germanen war für diese Seite ihrer Seele kein Raum gegeben. Nun aber strömte dieses neue Fühlen in einer unerschöpflichen Fülle aus ihren Herzen und trieb Blüte um Blüte in Dichtung und Legende, in Gesang und Spiel.

Wer hätte diese Entfaltung an jener ersten Weihnacht geahnt? Als in Rom der mächtige Augustus thronte und in den Schluchten des Teutoburgerwaldes ein Arminius stand? Auf dem Gipfel der Macht war das Römerreich, niemals hatte Roms Glanz so hell gestrahlt

sproßten miteins rote Rosen hervor. Abermals dann segnete nach Jahren Jesus das Dornengezweig, das ihm von seinen Feinden auf das göttliche Haupt gedrückt wurde. Und aus den Blutstropfen in den klagenden Dornen wurden von Stund an die dunkelblühenden Rosen. Immer, wenn in der Weihnachtszeit das Christkind zur Erde kommt und auf seinem Weg einen kahlen Dornenstrauch findet, streift es zart mit linder Hand darüber hin, daß er in Rosen aufleuchtet.“

„Schau“, sagte jetzt der Christengel zu Peter Bergmann, der verwundert aufschau. „Schau, wie es sich da in der Gartenecke unter dem Schutz der Büsche so hellfarbig blühend hervorreckt, während rings der Schnee glitzernd und voll Staunen auf die Blume der Weihnacht blickt. Es ist die Christrose, die so unversehens in dichten Beständen ihre grün-weißen Blüten zeigt. Auch um sie ranken sich seltsame Christnachtsgeschichten von ihrer Weihe zu heilsamen Dingen. Vor allem aber um jene eigenartige vertrocknete Verästelung, die von Reisenden oftmals aus dem Morgenland mitgebracht ward und den Namen „Rose von Jericho“ führt. Als einst Marias Fuß bei der ägyptischen Flucht auf die verkümmerte graue Wurzel trat, die trocken am Wege lag, bemitleidete das milde Herz der göttlichen Mutter die arme Unansehnliche und schenkte ihr ein immer neues Auferstehen in Blütenfreude zur Weihnachtszeit. So ist es geblieben bis auf diese Stunde, daß die schon vieljährig Verdorrte, wenn sorgliche Hand sie um die nahe Weihnacht ins Wasser legt, gar wundersam aufblüht, bis sie abermals vertrocknet, um einst wiederum auf gleiche Weise zu neuem Blütenleben erweckt zu werden.“ Solches und vielerlei sah und vernahm Pa-

gottes Hände, da ich keinen andern Herrn und Führer mehr besaß.

Um Mitternacht fuhr ich ab, und als die Trennungstunde schlug, schickte die Witwe, die mich mit ihren Leuten begleitet hatte, die Dienerschaft nach Hause zurück und entschloß sich, mir auch für die Überfahrt von fünfunddreißig Meilen, die von der einen zur andern Insel zurückzulegen sind, das Geleit zu geben. Als die Matrosen mich ins Boot trugen, das uns zu dem mitten auf der Reede liegenden Schiff hinführen sollte, hatte ich mir die Augen mit der Hand bedeckt, um die Tränen der herzlich guten Frau nicht sehen zu müssen. Zu meiner großen Überraschung fand ich sie dann neben mir im Boot; ruhig und zufrieden saß sie da, wie nach einem edeln, siegreich bestandenen Kampf.

Sie brachte mich bis nach Basse-Terre, wo sie Bekannte hatte; sie nährte noch immer die Hoffnung, mir eine angenehmere Überfahrt nach Europa beschaffen zu können. Wir mußten tagelang warten, ehe wir in See gehen konnten, und während all der Zeit nahm sie mich innig in Schutz; wir betrachteten das Schauspiel, das uns auf allen Seiten umgab, und sprachen nichts mehr.

Auf der einen Seite breitete das uferlose Wasser seine ungeheure Fläche, schwarz und glänzend unter einem Mond, der sich in jeder irrenden Woge verliedeltigte. Vor uns entfaltete der Hafen, den ich rückwärtsschreitend verließ, um ihn lange vor Augen zu behalten, und der mir ganz anders erschien als an jenem stürmischen Tag meiner Ankunft hier, seine stille Belebtheit, die nur am Tanz der Lichter von Schiff zu Schiff erkennbar war.

Mitten aus diesen Dingen, deren Bild mir unauslöschlich ist, sah ich — mein Gott, ich hatte es mir oft geträumt! — sch ich meine Mutter mit ausgebreiteten Armen zu mir ans Land eilen. Ich weiß keine Erinnerung, die trauriger wäre. Was bedeutet alles Folgende und wie ich heimgelangte, mein Los in Frankreich zu erfüllen, das mir alles war, doch dem ich nichts war. Du Liebe zum Lande unserer Wiege, sei gesegnet, du süßes und trauriges Mysterium — gleich jeder anderen Liebe! . . .

Das Gebiet von Guadeloupe besteht aus zwei geordneten Inseln, der „Grande-Terre“ und der „Basse-Terre“.

wie in den Tagen des Augustus Man pries ihn deshalb als den Heiland seines Volkes und Beglückter seines Landes. Und doch — sein Werk brach zusammen. Denn Roms Seele war gottabgewandt. Sie war dem Trieb anstatt dem Geiste dienbar geworden. Sie gierte nach uneingeschränkter Macht, atmete Gewaltsinn und Grausamkeit, glühte von Wollust und erkrankte im Genuß. So wurde sie entnervt. Zwar lebte das Reich noch eine Zeit lang weiter; weil aber ohne Saft und Kraft, mußte es beim großen Ansturm fallen. Und so kam. Der Sturm der Völkerwanderung begann zu tosen, der Riesenleib zerfiel, das Römerreich ging unter. Das Edelreiß aber das in der ersten Weihnacht aufgeblüht, hat es schon seinen Stamm gefunden, auf den es aufgepfropft werden und so die rechte Lebenskraft entfallen konnte. Es war das Germanentum, noch unverbraucht und unverdorben, voll urwüchsiger Körper- und Seelenkraft. Unter der Einwirkung des Christentums entfaltete es sich zu glänzendem Leben und verhalf dem Christentum mit zum endgültigen Sieg. Es entstanden Hochschulen, Klöster erblühten und machten das Land urbar, der christliche Ritter trat auf, der Mystiker, der Kreuzfahrer, das in Ständen und Zünfte geordnete Handwerk, das römische Kaisertum deutscher Nation. Christentum und Germanentum glücklich vermählt, erhoben die nordische Welt aus der Barbarei und schufen mit an der herrlichen mittelalterlichen Kultur — einer Kultur, durchseelt vom festen Glauben an das Gotteskind der Heiligen Nacht, unverwandt den Blick auf das jenseits gerichtet und doch zugleich groß im Verständnis für alles Gute und Schöne dieser Welt.

Hier wird uns der Weg zum wahren Aufstieg gezeigt. Soll unser Volk wieder gesund, dann wieder hin zur Krippe, um den Geist und die Gnadenkräfte zu sammeln, sie

ter Bergmann, als er wie verzaubert zur Weihnacht in dem von Wundern erfüllten Garten seines Häusleins stand. Der Christengel hielt ihn noch immer an der Hand und wies lächelnd auf den Mistelbusch hin, der es sich auf den Ästen des Kirschbaums bequem gemacht hatte. In uralten Zeiten schon ward die Mistel als Talisman verehrt, jetzt ruft sie, vor allem in englischen Ländern, zu einem frohsinnigen Tun und schon hörte Peter Bergmann es in dem grünen Mistelzweig lockend wispern:

„Ich bin bestimmt, ein absonderliches Weihnachtsglück zu bringen. Der unter mir steht und hat seine Liebste bei sich, der darf sich unter meinem Schutz ihres Kusses erfreuen. So will es heiliger Weihnachtsbrauch.“

Peter Bergmann sah auf einmal, wie der Christengel ihn anschaute und wie ein feiner Mund sich über ihn neigte, daß er ihn nicht losschicken mochte, ohne ihn inbrünstig zu küssen . . .

Und dann gabs plötzlich einen Ruck, daß Peter bald von dem Sessel unter dem Weihnachtsbaum herabgeglitten wäre, hätten ihn nicht seiner Frau Agnes Arme, die sich fest um ihn gelegt, noch aufrecht gehalten. Ein helles Lachen aber war um ihn:

„Peter, wie kannst Du im Schlaf so zärtlich küssen! Oder gehört das auch zu den heimlichen Gaben der Weihnacht?“

Draußen aber leuchtete der Garten, der so viele Geheimnisse der heiligen Nacht barg, im verzaubernden Mondlicht und Sternengeluckel, mit dem für Peter Bergmann nur eines weitverleitet: Frau Agnes' Augen im stillen Weihnachtsglück des eigenen Heims.

### Der Traum

Ich lag und schlief; da träumte mir ein wunderschöner Traum: Es stand auf unserm Tisch vor mir ein hoher Weihnachtsbaum.

Und bunte Lichter ohne Zahl, die brannten ringsumher; die Zweige waren allzumal von goldenen Äpfeln schwer.

Und Zuckerpuppen hingen dran; das war mal eine Pracht! Da gab's, was ich nur wünschen kann und was mir Freude macht.

Und als ich nach dem Baume sah und ganz verwundert stand, nach einem Apfel griff ich da, und alles, alles schwand.

Da wacht ich auf aus meinem Traum und dunkel war's um mich. Du lieber, schöner Weihnachtsbaum, sag' an, wo find' ich dich?

Da war es just, als rief er mir: „Du darfst nur artig sein; dann steh' ich wiederum vor dir; jetzt aber schlief nur ein!“

Und wenn du folgst und artig bist, dann ist erfüllt dein Traum, dann bringet dir der heilige Christ den schönsten Weihnachtsbaum.“

Heinrich Hoffmann von Fallersleben

aber zu vermählen mit dem Urdeutschen mit seiner Tüte und Kraft seiner Reinheit und seiner Treue. Nur aus dem Glauben der Weihnacht kommt die Hoffnung, daß uns eine neue Welt wieder erblühe.

Dr. Gerard Müller

### O du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit

Am Weihnachtsabend des Jahres 1905 land ich unter dem Tannenbaum einen schwarzen Rahmen, welcher die auf hellgrauen Karton in sauberer schönen Buchstaben geschriebenen Worte umschloß:

Großvaters Wahlspruch.

Genieße froh was dir beschieden, entbehre gern, was du nicht hast, ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last.

Der Geber, mein Vater, wollte am Weihnachtsabend nicht mehr unter uns, er war einige Tage vorher zu einem neuen Leben abgerufen worden. Der Spruch, der einem Gedichte Christian Fürchtegotts Gellerts entnommen ist, hängt nun schon zwanzig Jahre in meinem Arbeitszimmer. Er erinnert mich oft mitten im Schaffen an den, der mir im Leben die ersten Anregungen zum eigenen Denken und zum Streben nach einem unendlichen Ziel gegeben hat, dessen Liebe noch über den Abschied hinaus an jenem Weihnachtsabend in einem sichtbaren Zeichen so schön zum Ausdruck kam. Wenn ich in dem alten Lehnstuhl, in welchem er und der Großvater von der Arbeit des Tages ausruhten, sitze und den Spruch an der Wand sehe, dann wandern meine Gedanken heimwärts in das Land und die Zeit, in welchen die beiden mich, dem Jungen, aus ihren Erfahrungen, ihrem Denken und Fühlen das Beste und Reiste mitzuteilen versuchten. Wenn ich daran denke, so ist es mir immer, als ginge die Tür, als kämen beide herein und setzten sich zu mir. Besonders um Weihnacht fühle ich's deutlich. Am heiligen Abend, wenn draußen die Sonne versinkt und der Abend sich neigt, saß ich öfter ganz still mit beiden zusammen, nachdachtvoll lauschend dem Klängen der eigenen Seele. Dann kam aus weiter Ferne ein Tönen, undeutlich, kaum hörbar zuerst — darauf nach und nach sich verstärkend, bis es zuletzt ganz deutlich erklang: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Welt ging verloren, Christ ward geboren: Freue, freue dich, e Christenheit!“ Ob wir drei mitsangen, ob unseren Lippen Töne und Worte entsprangen, ich kann es nicht sagen. Aber wenn wir auch stille nur lauschten, in uns da klangen Liebt und Freude.

Es ist mir immer, als hätten sie mir, beva sie dann schwanden, die Hand noch gedrückt die Tür ging leise. — Ich war allein. —

Von draußen tönten die Glocken herein, die Menschen weckend und mahnend, zur Freude zum Frieden, zur Liebe untereinander: „Weihnachten ist es, fröhliche, selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Hermann Adolf Wichmann

### Aphorismen

Von Marie von Ebner-Eschenbach

Die jetzigen Menschen sind zum Tadeln geboren. Vom ganzen Achilles sehen sie nur die Ferse.

Andere neidlos Erfolge erringen sehen, nach denen man selbst strebt, ist Größe.

Ein Urteil läßt sich widerlegen, aber niemals ein Vorurteil.

Der Hochmut ist ein plebejisches Laster.

Die größte Nachsicht mit einem Menschen entspringt aus der Verzweiflung an ihm.

Der Gescheiterte gibt nach! Eine traurige Wahrheit; sie begründet die Welterschaffung der Dummheit.

Künstler, was du nicht schaffen mußt, das darfst du nicht schaffen wollen.

Je mehr du dich selber liebst, je mehr bist du dein eigener Feind.

Warten lernen wir gewöhnlich dann, wenn wir nichts mehr zu erwarten haben.

# Die menschliche Person / Von Jacques Maritain

Auszüge aus „Die Rechte des Menschen und das Naturrecht“

Hier spricht ein hervorragender französischer Philosoph der Gegenwart über ein Problem, das in Deutschland zwar nicht ausgeschaltet, aber von staatswegen fast vollkommen unterdrückt neu ergriffen und durchleuchtet werden muß. Maritain, geb. 1882, beeinflusst von Driesch und Bergson, wandte sich später dem Thomismus zu, dessen Grundsätze er an die Probleme der Gegenwart anwendet. Seit 1914 lehrte er an der Universität Catholique Paris, nach 1940 in Kanada und den Vereinigten Staaten. Mehrere seiner Bücher sind in deutscher Uebersetzung erschienen. (Die Schriftl.)

Jeder von uns beherbergt in sich ein großes Mysterium — die menschliche Persönlichkeit. Das Gefühl für die Würde und die Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit ist ein wesentliches Merkmal jeder Kultur, die diesen Namen verdient. Man kann die Rechte der menschlichen Persönlichkeit genau wie die Freiheit nur verteidigen, wenn man bereit ist, sein Leben dafür einzusetzen. Worin besteht nun der in der Persönlichkeit des Menschen beschlossene Wert, der sich ein Opfer rechtfertigt?

Wenn wir sagen, daß der Mensch eine Person ist, heißt das, daß er nicht bloß ein Stück Materie ist, ein individueller Bestandteil der natürlichen Welt, so wie ein Atom, ein Grashalm, eine Mücke oder ein Elefant ein individuelles Element der Natur ist. Was ist die Freiheit, was ist die Würde, was sind die Rechte eines individuellen Teilchens Materie? Es ist sinnlos, davon zu sprechen, daß eine Mücke oder ein Elefant sein Leben für die Freiheit, die Würde, die Rechte der Mücke oder des Elefanten hergibt. Der Mensch ist Tier und Individuum, aber nicht wie die anderen. Der Mensch ist ein Einzelwesen, das sich selbst durch Vernunft und Willen regiert. Er existiert nicht nur als Körper, sondern in ihm ist eine reichere und würdigere Existenz. Er ist ein Universum in sich, ein Mikrokosmos, und er kann das ganze, große Universum erkennend umfassen und lebend sich freigeig abgeben, die für ihn nur weitere Erscheinungsformen seines eigenen Ichs sind. Dies ist etwas, wofür man in dem gesamten physischen Universum umsonst ein Gegenstück suchen wird. Das heißt, in philosophischen Termini ausgedrückt, daß im Körper des Menschen eine Seele wohnt, die Geistessubstanz ist, und die wertvoller ist als das gesamte materielle Universum. Der Mensch — so abhängig er auch von den kleinsten materiellen Geschehnissen sein mag — existiert durch die Existenz seiner Seele, die Zeit und Tod meistert. Diese Geistessubstanz ist die Wurzel der Persönlichkeit.

Ganzheit und Unabhängigkeit liegen demnach in der Idee der Persönlichkeit umschlossen. So jämmerlich, so unterdrückt sie auch sein mag, eine Person als solche ist ein Ganzes, und soweit sie eine Person ist, besitzt sie ein unabhängiges Dasein. Wenn man sagt, daß der Mensch eine Person ist, meint man damit, daß er im Grunde seines Wesens mehr ein Ganzes als ein Teil ist, eher frei als versklavt. Dieses Mysterium unseres Wesens bringt der Gläubige zum Ausdruck, wenn er vom Menschen als dem Ebenbilde Gottes spricht. Der Wert, die Freiheit und die Rechte der Person stammen aus der Ordnung der von Anbeginn heiligen Dinge, die den Stempel des Vaters aller Wesen aufweisen, und die in ihm Maß und Ziel haben. Die Person besitzt eine absolute Würde, da sie in direkter Beziehung zum Absoluten steht, in dem allein sie ihre Erfüllung finden kann. Ihre geistige Heimat ist das Universum aller der Dinge von absolutem Wert, die auf irgendeine Art ein

über alles Weltliche erhabenes — Absolutes widerspiegeln und zu ihm hinleiten.

Ich vergesse hierbei nicht, daß Menschen, die nichts von der christlichen Philosophie wissen, ein tiefes und unmittelbares Gefühl für die menschliche Person und ihre Würde besitzen können und manchmal in ihrem Benehmen eine Ehrerbietung für diese zum Ausdruck bringen, die schwer zu übertreffen ist — ihren ins Praktische umgesetzten Überzeugungen eine vollständig rationelle Rechtfertigung gibt. Andererseits ist diese Definition der Person nicht das Monopol der christlichen Philosophie (obwohl die christliche Philosophie sie zu einem Höhepunkt geführt hat). Sie ist allen Philosophen gemeinsam, die auf eine oder die andere Art und Weise die Existenz eines Absoluten jenseits der gesamten Weltordnung und den überzeitlichen Wert der menschlichen Seele anerkennen.

## Das Allgemeinwohl

Sagen Sie nicht, daß das Ziel der Gesellschaft das Wohl des einzelnen ist oder die einfache Summe des Wohles und Wehes der einzelnen Personen, aus denen sie besteht. Ein solches Bekenntnis würde die Auflösung der Gesellschaft als solcher zugunsten ihrer Teile bedeuten und zu „Anarchie der Atome“ führen. Sie würde entweder zu einer wahrhaft anarchischen Konzeption zurückgelangen oder zu der alten anarchischen Konzeption, die mit bürgerlichem Materialismus maskiert war, der zufolge die wahre Aufgabe der Stadtgesellschaft darin besteht, über die Freiheit jedes einzelnen zu wachen, was sich dahin auswirkt, daß die Starken unbehindert die Schwachen unterdrücken können.

Das Ziel der Gesellschaft ist das Allgemeinwohl dieser selbst, — das Wohl des Sozialkörpers. Aber wenn man sich nicht darüber klar ist, daß dies Wohl des Sozialkörpers ein Allgemeinwohl menschlicher Personen ist — so wie der Sozialkörper selbst eine Ganzheit menschlicher Personen —, dann führt diese Definition zu neuen Irrtümern sozialistischer oder kollektivistischer Art. Das Allgemeinwohl der Stadtgesellschaft (Polis) ist nicht die einfache Summe des Wohles der einzelnen. Es ist auch nicht das einem Ganzen zugehörige Wohl, das (wie z. B. die Art in Bezug auf das Individuum, oder der Schwarm in Bezug auf die einzelnen Bienen) alles auf sich selbst bezieht und sich alle Teile aufopfert. Es ist das einfache gute menschliche Leben der Menge, einer Menge von Personen, d. h. gleich-

## Totalitarismus und Personenkult

Die Person als solche ist ein Ganzes, ein offenes und großzügiges Ganzes. Wenn die Person als solche ein unabhängiges Ganzes ist und das Höchstentwickelte in der Natur, so steht die menschliche Person ihrerseits auf der niedrigsten Stufe der Persönlichkeit. Sie ist elend und erbärmlich, eine jämmerliche Person voller Mängel. Wenn sie sich mit ihresgleichen zusammenschließt, wird die menschliche Person dank ihrer tiefen Mängel und durch die Ergänzung ihres Seins durch die Gemeinschaft Teil eines Ganzen. Dieses Ganze ist größer und besser als seine Teile — und übertrefft die Person um ebensoviel, wie sie Teil des Ganzen ist. Sein Allgemeinwohl ist etwas anderes als das Wohl des einzelnen oder die Summe des Wohles der einzelnen. Und dennoch ist es wegen der Persönlichkeit als solcher und der Vollkommenheiten, die sie als unabhängiges Ganzes in

zeitig körperlicher und geistiger Ganzheiten, in der Hauptsache geistiger, auch wenn sie vielleicht häufiger im Fleisch als im Geist leben. Das Allgemeinwohl der Stadtgesellschaft besteht darin, daß diese Personen am Wohlergehen teilhaben. Das Allgemeinwohl ist also dem Ganzen sowohl wie den Teilen gemein; ich sage Teile die Ganzheiten sind, da der Begriff der Person Totalität in sich schließt. Es ist dem Ganzen sowohl wie den Teilen eigen, auf die es zurückströmt, und die Anteil und Nutzen davon haben. Es setzt sich sogar der Gefahr der Verwässerung aus, indem es die Anerkennung der fundamentalen Rechte der Person fordert (ebenso wie die Rechte der Familiengesellschaft, in der die Personen in einfacherer Form als in der politischen Gesellschaft auftreten). Sein Hauptwert besteht darin, daß die Menschen (im Übereinklang mit dem Allgemeinwohl) ihrem Leben als Person, ihren Entfaltungsmöglichkeiten und der aus diesen entspringenden Güte-Emanationen so am nächsten kommen.

Damit wird ein erstes wesentliches Merkmal des Allgemeinwohles sichtbar: das Allgemeinwohl muß sich unter den Personen neu verteilen und ihre Entwicklung fördern.

Ein zweites Merkmal betrifft die Obrigkeit in der Gesellschaft. Das Allgemeinwohl ist das Fundament, der Obrigkeit, denn um eine Gemeinschaft menschlicher Personen zu ihrem Allgemeinwohl hinzuleiten, ist es notwendig, daß einige im besonderen mit dieser Leitung betraut werden.

Eine derartige Obrigkeit, die zu dem Wohl des Ganzen hinleitet, wendet sich an freie Menschen. Sie steht in absolutem Gegensatz zu der Obrigkeit, die von einem einzelnen für das Sonderwohl des einzelnen selbst ausgeht.

Ein drittes Merkmal betrifft die wahre Moral des Allgemeinwohles, das nicht einfach eine Summe von Vorteilen und Annehmlichkeiten ist, sondern im Wesentlichen: Gerechtigkeit des Lebens, gutes, rechtes, menschliches Leben der Menge. Die Gerechtigkeit und die moralische Gerechtigkeit sind demnach wesentlich für das Allgemeinwohl. Darum erfordert das Allgemeinwohl, daß die Masse der Bürger Tugenden entwickle, und deshalb ist jede ungerechte und unmoralische politische Handlung von Natur aus dem Allgemeinwohl schädlich und schlecht vom politischen Standpunkt aus. Wir sehen hierin den grundlegenden Fehler des Machiavellismus. Wir sehen auch, daß — weil das Allgemeinwohl die Grundlage der Autorität ist — jede Ungerechtigkeit ihrer wahren politischen Wesenheit Abbruch tut. Ein ungerechtes Gesetz ist kein Gesetz.

sich trägt, daß sie eine Gemeinschaft einzugehen sucht. Ebenso wesentlich ist es, daß das Wohl und Wehe des sozialen Ganzen in irgendeiner Form auf die Person des einzelnen zurückströmt.

Andererseits übertrefft die menschliche Person, durch ihr Verhältnis zum Absoluten und insofern sie zu einem über die Zeit erhabenen Leben und Schicksal berufen ist, alle zeitlichen Gemeinschaften und ist ihnen überlegen. Unter diesem Gesichtspunkt, das heißt: in Bezug auf die Dinge, die das Absolute im Menschen angehen, ist die Gesellschaft selbst und ihr Allgemeinwohl indirekt der höchsten Vervollkommenung der Person und ihrer überzeitlichen Sehnsucht untergeordnet. Eine einzige menschliche Seele ist wertvoller als die ganze Welt der Körper und materiellen Güter. Es gibt nichts Erhabeneres als die menschliche Seele — außer Gott. Hinsichtlich

des ewigen Wertes und der absoluten Würde der Seele existiert die Gemeinschaft für jede Person und ist ihr untergeordnet.

Ich lasse mir zum Nutzen der Liebhaber philosophischer Lehrgänge genügen, an zwei klassische Behauptungen zu erinnern, die mir das Wesentliche der Frage zu beleuchten scheinen. „Jede individuelle Person“, schreibt der heilige Thomas von Aquino, „steht zu der gesamten Gemeinschaft in einem Verhältnis wie der Teil zum Ganzen.“ Unter diesem Gesichtspunkt und in diesem Verhältnis, das heißt, insofern sie dank gewisser ihr zugehöriger Eigenschaften Teil der Gemeinschaft ist, geht die Person völlig in ihr auf.

Aber fügen wir gleich hinzu, daß, wenn auch der Mensch völlig als Teil der politischen Gemeinschaft aufgeht (möglicherweise muß er sein Leben für sie hingeben), er dennoch nicht mit seinem ganzen Wesen und Sein Teil der politischen Gemeinschaft ist. Im Gegenteil, wegen gewisser Dinge, die in ihm sind, erhebt sich der Mensch völlig über die politische Gemeinschaft. Und hier ist die zweite Behauptung, die die erste vervollständigt und das Gleichgewicht herstellt: „Der Mensch ist nicht mit seinem ganzen Wesen und Sein der politischen Gemeinschaft geweiht.“

Zwischen der Behauptung — „Der Mensch geht durch gewisse Dinge in ihm völlig als Teil der politischen Gemeinschaft auf“ — und der zweiten Behauptung — „Der Mensch ist mit seinem ganzen Wesen und Sein ein Teil der politischen Gemeinschaft“, besteht ein ungeheurer Unterschied. Die erste ist wahr, die zweite falsch. Hier liegt die Schwierigkeit des Problems und die Lösung. Der anarchische Individualismus leugnet, daß der Mensch kraft einiger Dinge in ihm als Teil der politischen Gemeinschaft völlig in ihr aufgeht; der Totalitarismus behauptet, daß der Mensch mit seinem ganzen Wesen und Sein ein Teil der politischen Gemeinschaft ist. („Alles durch den Staat, nichts gegen den Staat, nichts außerhalb des Staates“). Die Wahrheit ist, daß der Mensch als Teil der politischen Gemeinschaft völlig in ihrem Dienst aufgeht und sich ihrem Wohl weiht — aber nicht mit seinem ganzen Sein und Wesen. Ebenso geht ein guter Philosoph völlig in der Philosophie auf, aber nicht in Bezug auf alle Funktionen, noch alle Endziele seines Wesens. Er geht völlig in Bezug auf die besonderen Funktionen, die besondere Schlußfähigkeit seiner Intelligenz in ihr auf. Ein guter Läufer geht völlig im Rennen auf, aber nicht mit all seinen Funktionen oder Endgültigkeiten seines Wesens; er geht mit all seiner Nerven- und Muskelkraft im Rennen auf, aber seine Kenntnis der Bibel oder der Astronomie zum Beispiel hat nichts damit zu schaffen. Die menschliche Person geht als Teil der politischen Gemeinschaft völlig in ihr auf, aber nicht in Bezug auf ihr ganzes Sein und Wesen. In Bezug auf andere Dinge, die in ihr sind, steht sie ebenso völlig weit über der politischen Gemeinschaft. Es gibt in ihr Dinge — und die wichtigsten und heiligsten —, die hoch über der politischen Gemeinschaft stehen und die weit jenseits der politischen Gemeinschaft den ganzen Menschen in Anspruch nehmen — denselben ganzen Menschen, der auf einer anderen Ebene Teil der politischen Gemeinschaft ist. Ich bin ein Teil des Staates wegen gewisser Beziehungen zum Gemeinschaftsleben, die mein ganzes Wesen angehen, aber im Hinblick auf andere Beziehungen (die auch mein ganzes Wesen angehen) und Dinge, die wichtiger sind als das Gemeinschaftsleben, gibt es in mir Güter und Werte, die nicht durch den Staat noch für den Staat, sondern außerhalb des Staates sind.

# DAS QUINTETT

Roman von Otto Flake

„Was die Reife betrifft, so meinst du die zum Ehemann. Es gibt geborene Ehemänner, zu ihnen gehört er nicht.“

„Die geborenen Ehemänner sind die monogamen, und Rainer also rechnest du zu den polygamen?“

Der gute Vater, Wenzel mußte lachen, obwohl er seine Besorgnisse verstand.

„Wir geraten in ein Mitternachtskolleg über Psychologie“, sagte er. „Es gibt eine Menge Biologen oder Soziologen, die erklären, jeder Mann sei von Natur aus polygam. Manche gehen aufs Ganze und behaupten es auch von der Frau. Und wenn schon Theorien aufgestellt werden müssen, dann ziehe ich die zweite vor; denn sie sagt klipp und klar: so ist der Mensch.“

„So kommen wir nicht weiter...“

„Doch, Vater, der Mensch in der Natur steht auf einem Blatt für sich, und der Mensch der Zivilisation auf einem andern. Um mich drastisch auszudrücken, es geht uns wie den Pferden. Die Natur hat sie nicht geschaffen, damit Reit- und Züchter zur Verfügung stehen, der Züchter zwingt sie ins Joch hinein. Und so zwingt der Mensch sich selber gleichfalls Joch auf, die Gesetze des Zusammenlebens, wozu auch die Ehe gehört. Laß ihn also ruhig von Haus aus polygam sein, vielleicht wird er doch noch ein guter Ehemann. Nichts kann man vorhersehen, alles zeigt sich nachher, und unsere Urteile sind nur ein Epilog.“

„Vielleicht sagst du. Und wenn Linas Ehe nun mißrät?“

„Muß man überlegen, wie dem Schaden zu begegnen ist. An den Tisch hier setzen sich so viele Leute, die Eheverträge, Testamente, Hauskäufe betätigen, daß du nach dreißig Jahren keine Illusionen über das Vergängliche von Abmachungen haben wirst. Ich weiß noch, wie du einmal gesagt hast, du hättest, wenn es sich um Häuser handle, immer einen Scherz für die Parteien bereit: es gebe zwei glückliche Tage — den, an dem man ein Haus erweist, und den, an dem man es wieder loswerden kann.“

„Ein Scherz, den beim Auszug jeder Notar dem Nachfolger anvertraut, aber der kennt ihn schon“, erwiderte der Vater und lächelte. Dann sagte er mit ernsterem Gesicht: „Auf Ehen läßt er sich nicht anwenden, auf katholische schon gar nicht. Wenn Linas mit ihrem Rainer nicht glücklich wird...“

„Linas ist geschlossener und einfacher, sie ist klärer“, unterbrach der Sohn. „Und davon geht man am besten aus. Sie hat es mit einem formbaren Menschen zu tun, nicht mit einem kantigen und schroffen. Die Aussichten sind also gut für sie. Es werden Stunden kommen, die nicht leicht sein dürften — das sieht man in die Rechnung von vornherein. Im übrigen: Rainer hat in normaler Weise sein Staatsexamen gemacht, er ist angestellt, er besitzt auch, wenn ich richtig unterrichtet bin, eigenes Vermögen, und so steuert er eine bürgerliche Laufbahn an — eine gewisse Garantie, wenn auch Neigungen in ihm sein mögen, die unter Umständen nicht ungefährlich sind.“

„Du erwähnst sein Vermögen. Groß ist es nicht, die monatlichen Zinsen betragen knapp hundert Mark. Immerhin, dazu das Gehalt und die Nebeneinkünfte, wovon er spricht, genügen wohl vorerst. Es wird nicht nötig sein, ihm Linas Vermögen zu übergeben, und die Zinsen daraus fließen ihr persönlich zu.“

„Das ist der Vorteil, wenn die Tochter einen Beamten heiratet. Das Risiko fällt fort, die Mitgift wird nicht in das Geschäft des Schwiegersohnes gesteckt.“

„Schön. Es entlastet mich, mit dir zu sprechen zu können. Ich denke, wir werden jetzt schlafen gehen. Hier, diese Mappe habe ich für dich herausgesucht. Sie enthält die Abrechnungen über dein eigenes Erbe. Studium und Ausbildung haben den größten Teil verzehrt. Den Rest wirst du für die Einrichtung und für die erste Zeit der Praxis brauchen. Der Betrag steht zur Verfügung, ich habe Vertrauen zu dir — mehr als zu Rainer, wie du gemerkt haben wirst. Persönlich verträgst du dich mit ihm?“

„Bereits sehr gut. Ich bin froh, einen Um-

gang gefunden zu haben. Als Freund setzt er keine Maske auf, man sieht ein Gesicht, so wie es ist. Und das gefällt mir an ihm. Er läßt es darauf ankommen, ob man ihn billig oder verwirrt. Die meisten jungen Männer sind innerlich geschminkt, wie die Damen äußerlich. Gute Nacht, Vater, schlaf wohl.“

Sie trennten sich, und Wenzel dachte: Uff, es war nicht so leicht, Raffer die Waage zu halten. In seinem Zimmer nahm er das Photo Linas in die Hand. Es hatte ihn durch die Jahre begleitet und stellte sie mit siebzehn dar. Seit heute sah er sie anders, fand sie nicht nur hübscher, sondern auch interessanter, es ruhen noch Energien in ihr. Hoffentlich zog sie ein gutes Los, das liebe Ding.

Am nächsten Morgen ging Wenzel in die Maria-Viktoria-Straße, die an der evangelischen Kirche begann und, von der Bertholdstraße durchschnitten, in zwei Hälften zerfiel. Die zweite war noch stiller als die erste, sie lief am Hotel Bellevue vorbei und bog vor der Kettenbrücke in die Lichtentaler Allee ein.

In ihr lag das Haus, das der Notar kaufen sollte. Der Besitzer, der es allein bewohnte, war ein preußischer Oberst a. D., der für den Geschmack der Badener zu knorrig auftrat, aber auch einer der alten Soldaten die gewannen, wenn man unter vier Augen mit ihnen sprach. Er verkaufte, um nach Potsdam überzusiedeln.

Wenzel kannte seine Geschichte bereits. Sie hing mit der Freifrau von Kaus zusammen, der Mutter Bothos vom Quintett, des künftigen Diplomaten. Um ihretwegen war der Oberst vor ein paar Jahren nach Baden-Baden gezogen; er hoffte sie zu gewinnen, es gelang ihm nicht. Záh von Natur baute er sich ihr gegenüber an und setzte die Bemühungen fort. Er belagerte sie gleichsam, beobachtete hinter seinem Fenster ihre Tür, und wenn sie ausging, verließ auch er das Haus. Sie konnte sicher sein, ihm zu begegnen, von weitem schon zog er den Hut, zweimal im Jahr schickte er seine schönsten Rosen hinüber und folgte in großer Aufmerksamkeit nach, am Geburtstag des Großherzogs, der es rechtfertigte, daß er die Uniform anzog. Weder Zähigkeit noch Holmbusch halfen, die Freifrau wies ihn ab, bis es zu spät zum Freien war, und nun endlich brach er die Zelte ab.

Die Rosen im Garten waren umgelegt und

mit Tannenzweigen zugedeckt. Die Haustür hatte einen Vorbau aus rotem Sandstein, als Windfang gedacht und wie ein gotischer Spitzbogen mit einer Fiale gekrönt. Das Rot stand in Kontrast zu den weißen Quadern des Hauses selbst, des Schatzkästleins, wie der Oberst sich ausdrückte. In der Tat, alles war neu wie am ersten Tag.

Der Oberst machte ihn darauf aufmerksam, daß die drei Zimmer des Erdgeschosses leer ständen und Wenzel sofort einziehen könne — er nahm noch an, sie seien für den jungen Herrn bestimmt. Wenn der Oberst noch immer die Tür der Freifrau beobachtete, dann sah er, daß Wenzel zu ihr ging. Blumen hatte er am Morgen schon geschickt.

Es war der erste Besuch, den er machte, und sie nahm den besten Freund ihres Botho warmherzig auf. Die Wärme spürte nicht jeder, man mußte sie gut kennen, sie fand es nicht nötig, mit aller Welt auf du und du zu stehen. Auch sie war norddeutsches Geblüt, eine zurückhaltende Frau in schwarzem Seidenkleid, Diplomatingattin, zuletzt in Cetinje; das Bild König Nikitas mit Unterschrift stand in einer Heerschau von Photos, sichtbar und immer gegenwärtige Vergangenheit.

Daß sie Nachbarn werden würden, wußte die Freifrau schon — die Familie und sie, berichtete er. Botho arbeite sich nach der juristischen Prüfung und dem Soldatenjahr nun im Auswärtigen Amt ein, ihr zweiter Sohn stehe in Kolmar bei den vierzehnten Dragonern, erzählte sie. Wenzel erwähnte den Besuch beim Obersten, um ihre gutgeschneitten, schmalen Lippen flog ein Lächeln. Er kannte keine vornehmere Frau.

## Viertes Kapitel

Rainer nahm während der Weihnachtstage die Mahlzeiten in der Familie der Verlobten ein. Am zweiten Feiertag sagte er, morgen sehe er sich die „Nora“ ibens an. Die Karlshofer kamen herüber, und die Titelrolle spielte Fräulein Eisenhut.

Die Eltern waren abonniert. Die Mutter erinnerte sich an die letzte Vorstellung der „Nora“, es seien sieben Jahre her. Der Vater erklärte, sie machten das Stück nicht besser, er finde es so abstoßend wie zuvor.

(Fortsetzung folgt)

# Rund um den Merkur

Aus dem Baden-Badener Redaktionskalender

Ihren 75. Geburtstag begeht am Weihnachtstag Frau Karoline Eisenring Ww., Baden-Oos, Rheinstraße 194. Wir gratulieren herzlich.

Wir verweisen besonders auf die in der heutigen Ausgabe veröffentlichte Sammel-Anzeige der Bäder- und Kurverwaltung, aus welcher alles Nähere über die Veranstaltungen an Weihnachten und Neujahr zu ersehen ist.

## Sparrat!

Wohl hat ein beachtlicher Teil der Bevölkerung die bisher angeordneten Maßnahmen zum sparsamsten Gebrauch der Elektrizität in Haushalt, Industrie, Handel und Gewerbe richtig verstanden und vermeidet eine Überschreitung der zugebilligten Menge.

Es gibt jedoch immer noch Verbraucher, die — trotz Verbot — elektrische Heizungen, Heizsonnen und dergl. benützen, oft länger als notwendig das Bügeleisen gebrauchen aus Bequemlichkeit auch die elektrische Kochplatte verwenden, gedankenlos im Keller, Flur oder Speicher Licht brennen lassen usw.

Ganz abgesehen davon, daß über diese Abnehmer empfindliche Strafen wie Geldstrafen und Leitungssperre verhängt werden müssen, ist es heute unverständlich, wenn manche dieser Notlage auf dem Versorgungsgebiet so wenig Verständnis entgegenbringen. Und auch dort, wo mehrere Familien über einen Zähler versorgt werden müssen, ist es nicht selten, daß eine 2. oder 3. Familie von ihrem Vermieter bedenkenlos Strom abnehmen, ohne sich an die bestehenden Bestimmungen zu halten und dann allzu eifrig Rißel rufen, wer nun eigentlich den Mehrverbrauch verursacht hat. Kommt es in solchen Fällen dann zur Einstellung der Stromlieferung, dann sind die Teile der Abnehmer-Gemeinschaft die Betroffenen, welche sich innerhalb der erlaubten Grenze hinsichtlich des Verbrauches bewegen. Hier muß es eine Art Notgemeinschaft geben, wo jeder Teil Verantwortung trägt und nicht nur den eigenen Mangel an Elektrizität Rechnung trägt.

## Aus Baden-Badens Kulturleben

### Gastspiele der Tübinger

Das Wintermärchen, Shakespeares tief sinnige, ironische Dichtung, das Märchen von Männermut, Frauenheilkraft, Frauengeist und Frauengericht, das Märchen von den Sklaven des Affektes und der Tyrannis und von den Freien der Natur und der reinen Gesinnung, jenes berühmte Bühnenwerk, das großen Regisseuren der vorigen Generation den Anreiz gab zu pompastischen Ausstattungen, wurde vom Stadt-Schauspielhaus Tübingen-Reutlingen, dessen gesamtes Ensemble sich in den Dienst dieses Gastspiels gestellt hatte, der erwartungsvollen Zuschauerchaft des überfüllten Kleinen Theaters in einer stilisierten und fast nur auf das gesprochene Wort gestellten Inszenierung vor Augen und zu Ohren geführt.

Es sei vorausgeschickt: Die Tübinger haben ihr Theater aus dem Nichts geschaffen, aus dem Nichts (während bei uns noch alles vorhanden ist), und die Ausstattung mußte sich diesem Notstand anpassen. So wurden die dennoch wirksamen Kostüme aus Papierstoff-Säckchen hergestellt, die Dekorationsstücke aus schlichtestem Material gefertigt. Eine solche Ausstattung, die nahezu auf die primitivsten Mittel aus Shakespeares Tagen zurückgreifen mußte, verlangte gebieterisch einen entsprechenden Regiestil.

Seine Wirkung auf den heutigen Zuschauer, gemessen an dieser Wintermärchen-Aufführung, ist unterschiedlich und zeigt eine Möglichkeit und Grenzen auf. Der ganze erste, dramatische Teil und alle ernstesten, gefühlsvollen Szenen des Schlußaktes bedurften kaum mehr als des dem Anblick Gebotenen; denn in ihnen wirkten die Macht des gesprochenen Wortes, der Zauber der gehaltenen Geste, die Faszinierung einer reifen, souverän beherrschten Schauspielkunst in solchem Maße, daß man sagen kann: Es wurde aus der Not eine Tugend. Die Gerichtsszene beispielsweise, wollte man sie sich vorstellen mit Prunk und Pomp, mit Statisterie und Volksgemurmel (Rhabarber, Rhabarber) sie könnte an Wirkung nur verlieren.

Anders der ausgedehnte heitere Teil des vierten Aktes mit seinen Liebeszenen des jungen Paares, seinen Scherzreden und Rüpelzenen. Hier, wo die Kraft der blutvollen Persönlichkeit nicht mehr zu spüren war, wie vordem, die Wirkung vollendeter Diktion und ausgereifter Kunst der Darstellung fehlte, verblühte auch die Illusion. Wo nur von Anmut die Rede ist, ist indefinit sichtbar wird; wo Heiterkeit, Beschwingtheit, Befreiung, Losgelöstsein nur mitgeteilt, jedoch nicht spürbar übermitteln werden, verliert auch das Auge des Beschauers seine Vorstellungskraft, und stilisierte Szene wird zur dürftigen Szenerie.

Kaum aber waren wir im fünften Akt an den Sizilianischen Hof zurückgekehrt und sahen uns im Kreise des Leontes, der Hermione, des königlichen Geistes Polixenes, der alten Ratgeber und der klugen Paulina, so waren wir von neuem gebannt, mitgerissen und ergriffen von der hohen Schauspielkunst jener Meister und Meisterinnen, die diese Rollen verkörperten.

Stimmlicher langanhaltender Beifall dankte den Tübinger Gästen.

Mani Lil und Anna von Oesterreich, das bekannte und erfolgreiche Zweipersonen-Lustspiel von Manfried Röhner, stand am 2. Abend auf dem Spielplan. Lotte Hardt, wunderhübsch anzusehen, spielte die Anna, Viktor Tacik, männlich und vornehm, den Karl. Beide verfügen neben der äußerst gepflegten Sprache (so daß dem Zuhörer nicht ein einziges Wort entging!) über jene Zwischentöne, die dem Stil des modernen Konversationsstückes das Gepräge geben. Aber Lotte Hardt ist eine Salondame großen Formats, nicht eine Muntere, Viktor Tacik ein Charakterspieler, nicht ein jugendlicher Bon vivant. So kam es, daß sie mancher Szene mehr Gewicht gaben, als ihr zukam, und das Tempo zum Nachteil des lustspielhaften Charakters, verschleppten. Ein zu leichter Wein in geschliffenen Pokalen, Dr. Günther Stark, der Spielleiter, hielt das Spiel in wohlthuend vornehmen Grenzen, arbeitete viele Einzelzüge der Charaktere liebevoll heraus, verzichtete auf jegliches Provinzmätzchen, ließ aber die leichte Hand des Lustspielregisseurs vermissen. Gewogen und — zu schwer befunden. Das Publikum fühlte sich anfangs in der „guten Gesellschaft“ sehr wohl, ermüdete aber zum Schluß, so daß der Beifall bei weitem nicht die Lautstärke des Vorabends erreichte.

Paul van der Hurk

### Gedanken über einen Film

Wer jahrelang nur deutsche Filme gesehen hat in denen die Umwelt repräsentiert durch den Staat und die sogenannte Volksgemeinschaft, ausnahmslos als in bester Ordnung gezeitigt wurde, ist immer wieder erstaunt, mit welcher scho-

## 700 Jahre Kloster Lichtental

Baugeschichtlicher Spaziergang durch Jahrhunderte

Im recht erfreulich besuchten Gartensaal des Kurhauses ließ Oberstudiendirektor Dr. Wölfler vor unserm geistigen Auge eines der bedeutendsten Denkmäler unserer Heimatgeschichte entstehen, das aber zugleich eckensreich aus weiter, entrückter Vergangenheit bis in die Gegenwart weiterwirkendes, frommes Werk blieb: unser Liebes- mit dem Wohl und Wehe Baden-Bites seit sieben Jahrhunderten so unsterblich verknüpft Kloster Lichtental. Nach ihm heißt seit 1884 die Gemeinde Beuren, die vordem seit 700 Jahren im Klostersiegel stand: im „heiligen Konvent des Klosters in Büre“.

Der aus der Fülle heimatgeschichtlicher Kenntnisse schöpferische Redner würdigte sich bedeutsame Spanne von 700 Jahren, wie sie nur einem sinnvoll geformten Gemeinwesen gegeben sind, das einem großen Zweck dient in unwandelbarer Treue. An seiner Wiege stand vor 700 Jahren der Abt Siegfried, Cisterzienserklösters Maulbronn. Gezündet wurde es durch die Witwe des Markgrafen Hermann V. Irmingard, eine Enkelin Heinrichs des Löwen. Neun Jahrzehnte nach ihrem Tode errichtete Meister Wölflin von Rufach (Elsaß) ihr Grabmonument vor dem Hochaltar der Klosterkirche nördlich an der Nordwand des Chores; ihr Bahrtuch halten links und rechts zwei Engel hoch. Liebevoll schilderte der Vortragende die hochinteressanten Einzelheiten und Sinnbilder des gotischen Werkes. (Seiner Gründerin Irmingard, die im Konvent zum 700. Jahr einen in den eigenen Werkstätten gefertigten kunstvollen Gobelin.) Seitdem war die Marien-(später Fürsten-)Kapelle die Grabloge der Markgrafen, solange der Raum reichte. Dann fanden ihre Enkel in der Stiftkirche ihre letzte Ruhe. Aber auch die Herzen wollten in Lichtental beisammen bleiben, weshalb sie hier zwei Herzgrüfte anlegen ließen!

Bedeutung traten die Seelenmesse hervor, die durchs ganze Jahr eine Nonne, „Die Seelenmeyerin“ im Buch führt. So wurde am 28. September (28. September) die von Kaiser Karl IV. gestiftete Messe und Vigilie „mit Noten“ gesungen. Es wäre interessant zu hören, wie solche offenbar mehrstimmigen Messen damals im Kloster mit eigenen Kräften aufgeführt werden konnten!

Diese Grabloge und Messen-Tradition eicherte während der Säkularisation (1803) den Fortbestand des Klosters wenigstens als Nutznießer

des Staatsigentums. Dies Regulativ wurde nicht einmal durch die nazistischen Klosterstürmer umgestoßen, die hier ihr Unwesen trieben im Schulgebäude nach ihrer wüsten, schmählichen Flucht aus Straßburg, woran der Vortragende mit beiführender Ironie so treffend erinnerte. Überhaupt lockerte er, Trotzmass, das Wissensstoffes erleichternd durch Zeitausblicke auf die aus demokratischer Überzeugung an passender Stelle aufschreiende Kommentare zu dem ergaben, was über sieben Jahrhunderte zu berichten war.

Wir hörten mit Interesse von einzelnen Aebtissen, deren Liste fast hückenlos erhalten ist, besonders von der Prinzessin Agnes (1338—61), unter deren Stabführung das Kloster seinen Höchststand erreichte: 80 Frauen, darunter zwei verwitwete Markgräfinnen und drei badi-sche Prinzessinnen. Die Glaubensspaltung und Not des Dreißigjährigen Krieges konnten dem Kloster nichts anhaben, auch nicht das Jahr 1689 der Einlöschung Baden-Badens. Vielmehr fanden viele Flüchtlinge hier Unterkunft oder doch liebreiche Hilfe bis in unsere Gegenwart hinein. Hier folgten dem Kloster die Aebtissinnen, wie die kunstsinigste Tochter des Kanzlers Veus, die durch fünf Jahrzehnte den Stab führte (1551—1597) und aus klug erwirtschafteten Mitteln den somigen Schafberg und den Leisberg erwarb. Trotzdem fand die vielbeschäftigte Aebtissin noch Zeit, in vier Jahren mit eigener Hand ein Antiphonale abzuschreiben. Ihre Nachfolgerinnen bauten noch mancherlei in der Barockzeit trotz bescheidenster Mittel. So ließ dann der Redner allmählich alle Gebiete innerhalb der umfriedeten Klostermauern vor unserer reizenden Schau entstehen und deutete das gottgesegnete fromme Wollen, das auch in der Schule und im Krankendienst weiterwirkte. Nach sehr aufschreienden wirtschaftlichen Darlegungen des Rebbaus, dem wir den Affentale Rotwein verdanken, der Schafzucht u. s. f., fesselte die jüngeren Bauten und Kunstwerke. Hierbei mußte der Vortragende die Legende von einem Baldun-Griem-Gemälde zerstören, was mit feinem Humor geschah, und rundete seine sehr beifällig aufgenommenen in-teressanten Ausführungen mit einem Gesamt-rückblick auf sieben Jahrhunderte gesegneten und Segen bringenden Wirkens, dem wir Baden-ers uns alle innigst verpflichtet und verbunden fühlen. Friedrich Baser.

## Weihnachten im Kriegsgefangenenlager

Die Frage „Weihnachten in Malschbach?“, die kürzlich von berufener Seite in der Zeitung in einem kurzen Aufsatz angeschnitten wurde, fand eine überraschende Erwiderung. Dem Roten Kreuz in Zusammenarbeit mit Caritas und Innerer Mission, ideell unterstützt vom französischen Generalgouvernement, ist es zu danken, daß der Appell unserer Kriegsgefangenen an Weihnachten zu denken, in den 18 umliegenden evangelischen und katholischen Gemeinden von Baden-Baden bis Offenburg einen so seidenhaftlichen Widerhall gefunden hat. Wohl selten bewies die Bevölkerung mehr freudige Opferbereitschaft. Innerhalb der kurzen Zeitspanne von 8 Tagen häuften sich die Gaben im Hause des Roten Kreuzes in der Lichtentaler Straße, und viele hilfreiche Hände waren am Werk, die großen Pakete in kleine unzapackten, um sie den zirka 2000 Kriegsgefangenen, geschmackvoll verschmückt in Form einer Tombola an Weihnachten auszuhändigen. Keiner war so arm, daß er nicht noch für unsere gefangenen Soldaten etwas übrig gehabt hätte. Manche Heimwehdanken wurden im Anblick dieser überwallenden Opferbereitschaft getrübt und der Dank der vielen der Heimkehr Wartenden mag den selbstlosen Gubern der schönste Lohn gewesen sein.

Inge Karsten.

Ein ergreifender Film. Von Pierre Fresnay es menschlich schlicht gespielt mit dem leeren Blick des nach innen Schauenden daß ich keinen Schauspieler wüßte, den ich ihm zur Seite stellen könnte. Paul van der Hurk

## Zu viel des Guten im Kleinen Theater

Märchenaufführungen sind nicht leicht, besonders nicht in einer Zeit, wo man bei der Materialbeschaffung für die Bühnengestaltung auf größte Schwierigkeiten stößt. Umso mehr war man am Samstag überrascht, als beim Märchenstück „Christsternlein“ nach einer Bearbeitung von Vicki Baum eine Bühne gezeigt wurde, die den größten Ansprüchen gerecht wurde. Eine Bühne, die der Märchenwelt so nahe kam und die ein besonderes Lob für Hermann Fischer und Emil Schick bedingte. Aber, und das ist das Entscheidende an dem nur mittelmaßigen Erfolg dieses Stückes, Bühnengestaltung und vor allem der Umbau, müssen im angemessenen Verhältnis zur Darstellung stehen. Z. B. ein Akt von 10 Minuten mit einer Pause von 15 Minuten muß für jedes Kind lanweilig werden, noch dazu, wenn das Stück sechs Pausen aufweist.

Warum aber das? Hat der Spielleiter keine Drehbühne zur Verfügung, muß er den Rotstift zu Hand nehmen. Und das gründlich. Was nützen die vielen Anstrengungen von Katja Lemke als Leiterin von Lilo's Märchenbühne und in der Rolle als Peter (die sie wirklich ausgezeichnet spielte), wenn der Erfolg verloren geht. Würde man auf die Szenen der Regenjungfer und in der schaurigen Schlucht (obwohl bühnentechnisch für die jetzigen Verhältnisse eine Meisterleistung) verzichten, und die langatmigen Dialoge in den andern Bildern kürzen, könnte auch dieses Märchenstück eine große Begeisterung hervorrufen, denn das Spiel der Hauptdarsteller, wie Marion Hoffmann, Elisabeth Frohne-Diechinger, Ulla Zachä, Ellen Thomas, Santa Grabe und Karl Kempf (ein vorrefflicher Bär, doch ein „unglücklicher“ Doktor) gefeiert allgemein.

Wir wollen darum Katja Lemke keinen Vorwurf machen. Sie hat in ihrem Eifer die Wirkung vergessen. Der Fehler aber wird sich schnell beheben lassen, und bei den Wiederholungen werden die Kinder, wenn die Mängel abgestellt sind, wieder von einer echten Märchenstimmung sprechen. W. Steinbrück.

nungelosen Offenheit der französische Film die Menschen und Zustände seines Landes darstellt. Mißstände aufdeckt und die sozialen oder psychologischen Hintergründe mannigfacher Konflikte bloßlegt. Da gibt es keine Verflöschung, keine Vermeidung, keine Veredelung oder Ausrichtung, offen wird das Bestreben abgeleitet. Es ist bei weitem nicht alles gut in unserer Gesellschaft, in unserem Staat, in unseren Institutionen, eheht her, so ist es! Woran sich unangenehm die Frage knüpft: Soll es so sein? Womit, zum mindesten bei einem Teil der hohen Kinobesucher das Gewissen aufgerüttelt wird.

Auch „Le voyageur sans bagage“ (Deutscher Titel: Reise ins Vergeßen) ein Film des berühmten Autor-Regisseurs Jane Anouilh mit Pierre Fresnay in der Hauptrolle, ist eine Anklage gegen andern Gestalten mit ihren Schwächen, Eitelkeiten und Leidenschaftlichkeiten, mit ihrer Habgier, Heuchelei und Unversöhnlichkeit, im weiteren Sinne gegen die Allgemeinheit der als „Held“ das Individuum, die Einzelpersönlichkeit, der durch Leid geklutterte Mensch bereits gescholten wird. Denn darin sehe ich die Tendenz, besser gesagt, die moralische Stellungnahme dieses wie überhaupt des modernen französischen Films — der einzelne ist es auf den es ankommt, der einzelne ist es, der sich unbeschadet seiner Umwelt, zum Guten oder Bösen anstrengen muß. Es ist eine deutliche Absage gegen die Herdentiermanie, ein klares Bekenntnis zum Individuum. Fünfzehn Jahre nach Kriegsende 1918 wird der

## Die Wirtschaft Italiens Außenhandel im Aufbau

Italien hat eine Reihe wichtiger Souveränitätsrechte behalten oder seit dem Zusammenbruch des faschistischen Systems wieder in Anspruch nehmen dürfen. Dazu gehört vor allem das Recht, Handelsabmachungen mit andern Staaten zu treffen, die allerdings stets der Genehmigung durch die Alliierten bedürfen. Die italienische Regierung hat diese Möglichkeit mit dem Ausland wieder in wirtschaftlichen Austausch zu treten, fleißig benutzt und mit einer Reihe von Staaten wichtige Abkommen bereits geschlossen. Mit andern Staaten sind Verhandlungen augenblicklich im Gange, so z. B. mit Frankreich, dem nordwestlichen Nachbarn. Während bisher nur von Regierung zu Regierung Austauschgeschäfte gemacht werden konnten, rechnen beide Länder mit einem bedeutenden Warenverkehr sobald ein neuer Handelsvertrag abgeschlossen sein wird. Die beiden Länder ergänzen sich in vielfacher Hinsicht. Mit etwa 12 Ländern sind Besprechungen im Gange oder bereits beendet. In allen diesen Besprechungen vermag Italien gegenwärtig folgende Waren anzubieten: Schwefel, Quecksilber, Zink, Marmor, berindetes Holz und Fliz.

Von besonderer Bedeutung war für die italienische Wirtschaft die am 1. Dezember erfolgte Wiederaufnahme des Warenverkehrs mit den Vereinigten Staaten, welcher langwierige Verhandlungen vorausgegangen waren. Den italienischen und amerikanischen Geschäftshäusern sind Ausführungen für eine große Anzahl Waren gewährt worden, jedoch unter Ausschluss von Kohle, Weizen, Wolle und Marmor. Sehr reger wird auch der Austausch mit der Schweiz werden, wenn auch vorläufig noch ein Hindernis zu überwinden sein wird. Das neue Abkommen mit der Schweiz ist zwar in Kraft getreten, jedoch ohne die Klausel, wonach 15 v. H. des italienischen Ausfuhrwertes zur Tilgung der italienischen Schuld an die Eidgenossenschaft in Höhe von etwa 500 Mill. Franken verwendet werden müssen. Diese Klausel ist nämlich vorläufig infolge des Einspruchs der Alliierten noch nicht in Kraft gesetzt worden. Die Alliierten vertreten den Standpunkt, daß Brisse aus italienischen Rohstofflieferungen abhört, zur Tilgung italienischer Schulden gegenüber dritten Ländern verwendet werden dürfen, solange das Verhältnis Italiens zu den Vereinten Nationen noch nicht geklärt ist.

Andrerseits ist im Abkommen mit Spanien die Tilgung der spanischen Schuld an Italien ausdrücklich vereinbart worden. Nach dem Abkommen wird nämlich Spanien im Jahr 1946 italienische Erzeugnisse im Wert von nur 50 Mill. Peseten erhalten, es wird dagegen für 200 Mill. Peseten Waren nach Italien auszuführen. Der Unterschied von 150 Mill. Peseten wird dazu verwendet werden, 8 Jahreszahlungen auf die spanische Schuld gegenüber Italien zu tilgen, die einen Betrag von etwa 1300 Mill. Lire erreicht. Von Spanien wird Italien vor allem Häute, Fische, Blei und Düngemittel erhalten. Auf diese Dinge warten die italienische Leder- und Schuhindustrie, die Metallindustrie und vor allem die Landwirtschaft schon seit langem. Eine Reihe italienischer Fabriken und Werkstätten können jetzt wieder arbeiten oder ihr Arbeitsprogramm erweitern.

Ein für Italien sehr wichtiger Vertrag ist soeben mit Schweden abgeschlossen worden. Nach der Genehmigung durch die Alliierten, wird er in Rom unterzeichnet werden und wird

namenlose Unbekannte, der durch eine Kopferletzung sein Gedächtnis verlor, ohne Papiere und Erkennungsmerkmale aufgefunden wurde, die Zwischenzeit in einem Armenasyl verbrachte, in die luxuriöse Umgebung seines Elternhauses zurückgeführt, ein gütiger Mensch, ein Freund der Tiere und Kinder. Aber finstere ja, haßerfüllte Blicke bezeugen ihm allenthalben in seiner kleinen Heimatstadt, Man erinnert sich, daß der damals Siebzehnjährige, bevor er Soldat wurde, in seiner grausamen Brutalität Tiere gequält und getötet, seinen besten Freund zum Krüppel geschlagen, und daß er das Verbrechen, das seinem Bruder verpasst war, erfüllt hat.

Gaston weiß von alledem nichts mehr. Ist er wirklich Gaston? Jener Gaston, den die Menschen hassen und verachten? Er kann und will es nicht glauben. Aber die einstige Geliebte, jetzt die Frau seines Bruders, liefert ihm den Beweis für seine Identität. Er hat eine kleine Schulternarbe, von der nur sie etwas weiß. Der einstige Freund, der Krüppel, verwehrt ihm die versöhnende Hand, die Liebe seiner Familie erkennt er als Heuchelei von neuem sieht er sich in die Netze der Finsternis, die seinen liebenden Gaston und ihn doch nicht. Denn mit dem „brutalen Sprößling des reichen Packs“ wie ihn die Leute nennen, hat er, in der Leidenschaft gelütert, nichts mehr gemein. So verzichtet er auf Geld und Gut, auf Wohlstand und Luxus, und zieht, an der Hand eines seiner kleinsten Kinder, den er ihm braucht und ihm zugetan ist, an der andern seinen treuen Hund, von demnen, le voyageur sans bagage (der Reisende ohne Gepäck), einer unsicheren und zweifellos kärglichen, aber von dem Makel der Vergangenheit unangestasteten Zukunft entgegen.

## Paris, 22. Dez.

Ein Gesetzentwurf über die Schaffung eines Welt-Währungsfonds sowie einer internationalen Bank für Wiederaufbau und Entwicklung und ein Gesetzentwurf über die Abmachung zwischen der französischen Regierung und der Export- und Importbank sind an die Mitglieder der verfassunggebenden Nationalversammlung verteilt worden. Die Finanz- und Staatshaushaltskommission wird sich mit diesen Texten zu befassen haben. Es handelt sich um die Beschlüsse von Bretton Woods, die am 21. August 1944 in Kraft treten sollen. Die baldige Abstimmung über diesen Vorschlag wird die Regierung dazu berechtigen, diesen Abmachungen beizutreten und wird dem Finanzminister erlauben, Einzahlungen und Einkassierungen vorzunehmen, wie sie für das Funktionieren dieser beiden Institutionen vorgesehen sind. Weiter wird damit der Finanzminister über Mittel des Fiskus verfügen und die Möglichkeit haben, Gutscheine zu erhalten, die gewisse Zahlungen in Banknoten ersetzen. Das zweite Gesetz soll jede Unterbrechung in der Lieferung durch die Vereinigten Staaten von besonders wichtigen Waren verhindern. Da das Leih- und Pachtgesetz am 2. September 1945 zu Beethen aufgehört hat, gestattet es, die neue Einrichtung der französischen Regierung, sich an die Export- und Importbank zu wenden. Um frühere Abmachungen zu ersetzen hat die Regierung mit der Export- und Importbank ein Abkommen getroffen über einen Kredit von 550 Mill. Dollar, rückzahlbar in 30 Jahren zum Zinsfuß von 2 1/2 v. H., über den wir bereits berichtet haben.

## Um Preisstabilität und Inflation in den USA

Neuyork, 23. Dez. Der Sekretär des Handelsministeriums, Herr Wallace, erklärte auf dem nationalen Industriellen-Kongress: Es dürfte schwierig sein, die bestehende Arbeitslosigkeit in den Vereinigten Staaten im nächsten Frühjahr zu unterdrücken, selbst wenn die Produktion sehr stark sein wird. Es ist sicher, daß die Abnahme der Produktion, die eine Folge des Krieges ist, das Einkommen der Lohnempfänger und der Landwirte herabsetzt. Nach Ansicht des Handelsministers ist das beste Mittel, um sich gegen die Inflation und Deflation zu wehren, die Grundsätze, die Präsident Truman aufgestellt hat, zu befolgen: Die Inflation kann vermieden werden, wenn die Preise auf der gleichen Höhe gehalten werden. Die Deflation kann vermieden werden, wenn die Kaufkraft des Verbraucher-Publikums nicht vermindert wird. Wallace ist der Ansicht, daß der Schlüssel des Problems der Produktion die Aufrechterhaltung der Freiheit der Unternehmungen ist. „Die Regierung kann den freien Unternehmen dazu helfen, einen Höchstmaß der Produktion zu erreichen, die amerikanische Wirtschaft zu ihrem freien Spiel der Märkte ab.“ Der Handelsminister ist der Ansicht, daß die Grundlage für eine schnelle Verbesserung der Produktion und der Zunahme des Verbrauchs sowie in der Erhöhung der Gewinne durch einen größeren Umsatz eher als durch eine Erhöhung der Preise gefunden werden muß. Der Handelsminister schloß mit der Bemerkung, daß bei Befolgung der freiwilllichen amerikanischen Traditionen man die Möglichkeit schaffe, eine starke Produktion und Arbeit für alle zu haben.

Druck und Verlag: Ernst Koelblin Baden-Baden Schriftleitung: Werner Steinbrück Wirtschaftsteil: Dr. Hermann F. Geiß



# DIE HEIMAT GRÜSST EUCH!

Eine Weihnachtsbotschaft des „Badener Tagblatt“ an alle Kriegsgefangenen, Evakuierten und Flüchtlinge

Weihnachten ist gekommen, das Fest der Freude, der Liebe und der Heimat. Aber was ist es für euch, die ihr nicht zu Hause sein könnt, die ihr in der Fremde weilt, auf fremdem Boden, bei fremden Menschen? Ihr seht nur eure Welt: Stacheldraht, Ruinen und Landstraßen. Ja, das sind für euch die Lebenssymbole geworden, die euch bedrücken, euch umgeben und vielen die Stimmung dieses Abends beeinflussen, wenn nicht nehmen. Wohl wissen wir, daß gerade für die Kriegsgefangenen so viel getan wird. Da ist die Heimat, das Rote Kreuz und nicht zuletzt jene, uns einmal feindlich erscheinende Welt. Alle sind bemüht, den Kriegsgefangenen das Los nach Möglichkeit zu erleichtern und Freude für Weihnachten zu schenken. Aber wird es ihnen gelingen? Sind nicht viele unter ihnen, die seit Monaten und Jahren keine Nachricht von den nächsten Angehörigen haben, die nicht einmal wissen, ob das Haus und Heim noch steht, die Frau lebt oder ein Kind geboren wurde. Auseinandergerissene, zerrissene Familienverhältnisse! Wer will da von Weihnachtsfreude sprechen! Und so können wir, die wir zu Hause sein dürfen und vor dem bescheiden geschmückten Tannenbaum stehen, die Lichter anzündend, nicht anders, als in dem Schein der Kerzen eure schmerz- und angstgefüllten Augen erkennen und die

## Bilder der Vergangenheit

Betrachten. Da stehen neben den Kriegsgefangenen die Evakuierten. Wie hatten sie sich auf die Weihnacht gefreut, von der sie nicht mehr erhofften als eine stille Stunde. Und wie anders kam es! Im kalten Keller sitzend, frierend, zitternd. Als die Wände bebten, Balken krachten und gieriges Feuer nach der letzten Habe lechzte. Als die Flammen gen Himmel schlugen und den Kerzenschein verdrängten, und als sie nur den einen Weihnachtswunsch hatten: weinen zu können! Auch das war eine Weihnacht. Es werden sie nie vergessen können, die daran teilgenommen haben. Wohl können jetzt viele aufstehen und von den Leiden berichten, die sie in Anstalten verbrachten, die schrecklicher als grausam waren und die die deutsche Ehre ewig beflecken. Für sie ist jetzt nach langer, qualvoller Zeit das erste Weihnachtsfest gekommen. Aber auch sie werden — so kennen wir sie — nicht über die

## Ereignisse der Gegenwart

hinwegsehen. Sie werden mit uns die Hände der Kriegs-

gefangenen und Evakuierten ergreifen und ihnen hilfreich zur Seite stehen. Und sie werden aber auch mit uns nach dem Osten blicken, wo Millionen Menschen ihr Dasein auf der Landstraße fristen. Von Haus und Hof vertrieben, von Kälte und Hunger und Tod umlaurt, nackt in des Wortes tiefster Bedeutung dastehend, so sind sie auf die Gnade ihrer Mitmenschen angewiesen, einer ungewissen Zukunft entgegengehend. Auch das soll eine Weihnacht sein! Das Herz zieht sich einem zusammen, man zittert und friert und denkt an die Zukunft. Kein Gedanke an sie, ohne eine Verbindung mit den Kriegsgefangenen, Evakuierten und Flüchtlingen! Wir müssen mit ihnen fühlen, empfinden, denn sie sind ein Stück von uns, und so, wie wir uns ihnen gegenüber einstellen, so ist unsere Zukunft. Darum wollen wir euch allen, die ihr nicht zu Hause sein dürft, fest die Hand drücken, damit ihr wißt, daß ihr nicht mit eurem Los alleine seid und daß die Heimat euch nicht vergiftet. Wohl seid ihr fern

## Wo befinden sich unsere Kriegsgefangenen?

**Kolmar:** Barth, Albert, Stuttgart-Hedoltingen, 851 599; Bauer, Adolf, Karlsruhe, 851 683; Berthele, Erwin, Waldsee/Wtbg., 850 516; Bertsche, Rob. Ettlingen/Bd., 852 443; Bischer, Philipp, Mannheim, 852 585; Brombacher, Albert, B.-Baden, 853 429; Dilger, Karl, Baden-Baden, 954 910; Fuchs, Gustav, Reutlingen/Wtbg., 852 258; Haal, Kurt, Ettlingen, 856 001; Hartlieb, Andreas, Frankfurt a. M., 859 318; Heußlein, Erhard, Kutschein/Bd., 850 549; Hippert, Heinrich, Besigheim/Wtbg., 855 111; Hosse, Wilh., Emmendingen, 850 219; Jauch, Helmut, Ettlingen, 853 531; Karuth, Günther, Baden-Baden, 851 536; Knoch, Fritz, Karlsruhe, 851 679; Krings, Albert, Rottenheim/Mayen b. Koblenz, 851 128; Kuhn, Heinz, Oppenau/Bd., 856 950; Kunkel, Karl, Ludwigshafen, 856 730; Merkel, Erich, Großlugen/Mosel, 753 859; Müller, Edgar, Lindau/Bd., 858 955; Müller, Karl, Karlsruhe, 853 940; Oltinger, Hans, Stuttgart, 853 940; Prickon, Ulrich, Diersheim/Karlsruhe, 859 015.  
**Mülhausen:** Ehmann, Josef, Friedrichshafen, 980 947; Fink, Jos., Pezau/Voralberg, 989 513; Hofmann, Ernst, Afatrach/Heilbronn, 980 729; Joos, Arthur, Großlingen/Bamlingen, 984 599; Klingefeld, Werner, Haag/Bd., 980 971; Kramer, Theodor, Nieder-Eschbach/Villingen, 980 769; Matt, Max, Singen/Hohentwiel, 981 856; Schatz, Hans, Isingen/Balingen, 987 775; Schuller, Adolf, Obersimonswald/

von ihr und auch das Weihnachtszeichen der Tannenbaum, wird vielen von euch nicht beschieden sein, aber der Schein des Lichts soll all unsere Herzen verbinden, einer besseren Zukunft entgegen

Zukunft werdet ihr fragen und mit dem Kopf schütteln. Daran könnte man jetzt nicht denken, wo ihr nicht einmal wißt, wann und ob ihr jemals die Heimat wiederseht. Wo ihr nur Baracken, Kellerwohnungen und Straßengräben als Unterkunft habt. Und doch muß der Glaube herrschen, denn wenn wir jetzt an der ersten Friedensweihnacht schon nicht mehr glauben können, ist jedes Leben zwecklos, jede Arbeit ohne Sinn.

Wir haben den Cabentisch gesehen, der für die Kriegsgefangenen durch das Rote Kreuz mit tatkräftiger Unterstützung der Militärregierung gerichtet wurde und durch die aufopferungsvolle Art der Bewohner entstand. So etwas hätte man bei kühnsten Hoffnungen nicht erwartet. Er zeigte so recht die Einstellung unserer Bevölkerung zu unseren Gefan-

genen. Da hat es wohl niemanden gegeben, der sich dem Aufruf verschloß. Ja, selbst unsere Kleinsten, die sich am Märchenspiel erfreuen wollten, vergaßen ihre Gaben für die Väter, Onkel und Brüder nicht. Und wie strahlten ihre Augen, wenn sie von den Großen mit einem herzhaften Dankeschön beehrt wurden.

Wir wollen aber auch an dieser Stelle die Pressestelle der französischen Militärregierung nicht vergessen, die uns ermöglichte, fortlaufend die Listen der Kriegsgefangenen zu veröffentlichen. Mit welchen Erwartungen besuchen uns dauernd die Angehörigen, wie fiehern sie jeder Ausgabe entgegen, wenn sie vorher enttäuscht wurden und den Gesuchten nicht fanden. Und wie dankbar sind jene, denen das Glück hold war. Sie konnten so gleich die Gelegenheit nutzen und ihren Angehörigen ein Paket und einen Weihnachtsbrief zu Weihnachten schicken. Dabei dürfen wir die Schwierigkeiten nicht übersehen, die die Militärregierung durch dieses Geschenk auf sich nahm. Man denke doch nur an den Transport und an die Organisation, die dazu erforderlich waren; und das bei den augenblicklichen Verkehrsverhältnissen. Trotzdem, es wurde geschafft. Vor fünf Tagen haben die letzten Pakete die Ausgangsorte verlassen und Heiligabend werden alle Soldaten im Besitze ihrer Pakete sein. Für diejenigen aber, die noch keine Nachricht von ihren Angehörigen haben, ist ebenfalls ein „Christkindle“ geschaffen, das zwar ein bißchen verspätet eintrifft, an seiner Freude aber bestimmt nichts einbüßt. Es handelt sich um eine Broschüre, welche die Namen aller in französischer Gefangenschaft befindlichen Soldaten enthält, so daß damit für viele die qualvolle Zeit der Ungewißheit vorbei sein wird. Wann und wo die Broschüre erscheint, werden wir unseren Lesern in einer der nächsten Ausgaben mitteilen.

Dies alles sind uns die besten Zeichen dafür, daß die Liebe wieder unter den Menschen wohnt, und daß sie die Herrschern über das Böse ist. Diesen eingeschlagenen Weg müssen wir fortsetzen, wenn wir eine Zukunft haben wollen. Das Leben aber verpflichtet die Bindung an die Zukunft. Wir müssen auf sie schauen und ihr entgegengehen. Und das soll unsere Weihnachtsbotschaft sein, daß wir unter den Zeichen der Nächstenliebe uns mit allen verbinden, die fern von uns sind. Im Namen der Heimat grüßen wir alle in dem Wunsch:

zur baldigen Heimkehr

Werner Steinbrück

## Wandel der Weihnacht

Es war im großen Klassenzimmer einer hiesigen Schule jetzt zur adventlichen Zeit. Die Eltern der Mädel aus der Klasse der Jüngsten waren eingeladen und vermochten ihre Kinder kaum wieder zu erkennen; denn die waren weihnachtlich verumumt als Hirten mit langen Mänteln und Stäben, als Engel in glitzernden weißen Gewänden, als Josef und Mutter Maria in silberlichem blonden Haar und vom himmelblauen Mantel umhüllt. Und nun erklangen die alten, schlichten Christfestlieder „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ und „Es ist ein Ros entsprungen“ und „Ihr Kinderlein kommet“ und „Kommet ihr Hirten“ und „Stille Nacht, heilige Nacht“, und Blockflötenweise lönte dazwischen, und die Hirten marschierten herbei und beugten ihre Knie vor dem himmlischen Kind, und das traute hochheilige Paar sang einander zu „Josef, lieber Josef mein...“, „Gerne, lieb Maria mein, helf ich dir wiegen deine Kindelein“. Die deutsche Weihnacht, die wir in den letzten Jahren in der Volksfeier bei Alt und Jung all dieser frommen Glaubensmacht beraubt hatten begehnen müssen, die deutsche Weihnacht hat ihre Seele wiedergefunden.

Was wollte Wintersonnenwende uns auch anderes sagen als den immergleichen Kreislauf der Natur? Wovon vermöchte sie uns denn zu künden als von dem, was menschlich irdischem Wesen immer wieder eigen ist und wozu doch soviel Irrnis und Wirrnis, soviel Kampf aller gegen alle gehört? Von welchem andern Licht hätte sie uns zu sprechen gehabt, als von dem, das dazu kommt und dazu wächst, um alsbald wieder abzunehmen, zu sinken und zu verlöschen? Das aber ist doch nun einmal das ganz Große, das ganz Andere, das Heilige und selig Neue, wenn diese Weihnacht ihre christliche Seele wiedergefunden hat, das was Luther besungen hat. „Das ewige Licht geht da herein, gibt der Welt ein'n neuen Schein; es leucht' wohl mitten in der Nacht und uns zu Lichteskindern macht.“ „Das ewige Licht geht da herein...“; wir meinen den Finger zu sehen, der beschwörend auf die eine Stelle deutet, wo der Kreislauf des natürlichen Geschehens durchbrochen ist, wo die Schranken des Weltgesetlichen zersprengt sind, wo die andere „obere“ Welt sich entriegelt, der Himmel sich auf tut, die Gottesbotenmächte und-Rufe noch viel eindringlicher und entscheidungsbringender herein erklingen in tausend Lärm und zerlegene Stille dieser Erde, als es die welt-

gewaltigsten Stimmen dieser Zeit auf Radiowellen vermöchten. Margarete Weinhandl läßt in einem ihrer tief sinnigen Gedichte uns den Erdball schauen, wie er erzittert und unter der Wucht des wahrhaftigen Weihnachtsgeschehens ausruft: „O Mensch, bedenke! geboren ward ein Kind — drum zitt' ich so — das meine Schwere überwind' mit Himmlisfüßen leicht und froh! Dies Kindelein ist Gott, heißt Jesus Christ, umwölzet all, was ist. Die Ewigkeit stürzt in die Zeit, Zeit stürzt in Ewigkeit, Himmel wird Erd', Nacht sich verkehrt, Tod Leben ist durch Jesus Christ und sein Gebot. Fürwahr, dies Kind ist Gott! O Mensch, be!' an!“

Die Dichterin wird recht haben: auf anderem Wege als dem der Anbetung werden wir der ganzen Macht dieses eigentlichen Weihnachtsgeschehens nicht inne werden können. Das altkirchliche Adventsgebet, dessen fordernde Wucht schwer wiederzugeben ist, es müßte uns neu zugeeignet werden heißt: „Exulta, Domino, corda nostra ad praeparandum Unigenitum tuum: — Reiß auf, feure an, Herr, unsere Herzen, daß wir die Wege deines Eingeborenen bereiten!“ Und das Mahnen des Kirchenvaters Augustinus wird uns dazu wohl dienlich sein: „Er selber möge uns zu Söhnen Gottes machen, der unsertwegen Sohn des Menschen wollte werden!“ Es ist der selbe Erkenntnismeister unserer Kirche, der das Geheimnis gleichnißweise so gedeutet hat: „Wie der Mensch Seele und Leib ist, so ist Christus Gott und Mensch“. Es ist ja auch ergreifend (und wäre besonderer religionspsychologischer Forschung wert), wie Goethe manchmal, ohne selber solche Überzeugung im Innersten sein eigen genannt zu haben, tiefe Wahrheit der christlichen Glaubenswelt bezeugt; so doch auch in den Zeilen aus den „Zahnen Xenien“: „Gott hat den Menschen gemacht nach seinem Bilde. Dann kam er selbst herab: Mensch lieb und milde“. Und es gibt doch ebenso wahrhaft weihnachtlich zu denken, wenn Leopold von Ranke aus der Weisheit und erschöpfenden Tiefe weltgeschichtlichen Schauens heraus sagt: „Das höchste göttliche Wesen, Schöpfer des Alls, stand bisher zu hoch über der Welt, unerreichbar, jenseits aller Begriffe; in Christus erscheint es dem Menschen zugewandt. Der Menschheit wurde damit eine neue Bahn geöffnet, und das Menschengeschlecht hat keine Erscheinung, welche dieser nur von Ferne zu vergleichen wäre.“ Und wie dieser

Forscherblick so mündet auch des Urweltergründers Edgar Quaque in weihnachtliches Glauben ein: „Dies ist entscheidend, ob wir, die Menschen, uns auf unseren heiligen Ursprung besinnen oder nicht; ob wir aus innerstem Herzen gewillt sind, vor Gottes Angesicht zu treten und ihm Rede und Antwort zu stehen, statt uns vor ihm zu verbergen; ob wir bei aller Erkenntnis und durch alle Erkenntnis eben doch geistlich arm werden können vor dem Ewigen. Denn nicht der reine Geist erlöst uns und führt uns heim ins Paradies und gibt uns den befreienden Odem urbildhafter Reinheit wieder, auch nicht Eros und Bios, die für sich nur Dämonen sind, — sondern das lebendige Wort, das auch künftig ist: Welt ging verloren, Christ ward geboren.“

„Das ewige Licht geht da herein“: haben wir so die Seele der deutschen Weihnacht wieder gewonnen als christlicher Weihnacht, so führt unsere Straße neuermüht und glaubensbevollmächtigt in die Härten und Bedrängnisse, in das Leid und die Schuld unsrer deutschen Stunde hinein. Wir haben uns ja dann auch ein Licht über uns selber aufstecken lassen, das alle andern grellen Rammenlichter überbietet, wir haben uns unser Herz zeigen lassen, so wie es wirklich ist. Es ist dann so, wie Friedrich von Bodenbach einmal berichtet: er trifft am Tag vor Weihnachten in seinem Anstaltsbereich einen alten Mann, der mit aller möglichen Macht Haus um Haus von der Schwelle jeder Türe Schmutz und Schnee herunterfegt, während unmittelbar darauf ein Maler mit goldener Farbe die Inschrift über einem Eingang nachfährt: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid“, und Bodenbach fügte dem Berichte bei: So soll es sein — unten eine reine Schwelle, oben eine goldene Schrift!

Unsere Schwelle wird dann aber auch rein sein von verzagender und verzweiflungsvoller Trauer. Führt doch das Et incarnatus est, das „Und das Wort ward Fleisch“ bis in die dunkelste Nacht, die Obdachlosigkeit, die Entheimatung an Leib und Seele hinunter — der Kirchlieddichter staunt nicht umsonst, „Wie tief sich der höchste hier beugt“ —; aber dieser Weg des Heils, er galt ja unserm Menschenunheil und dem heillosen Wesen unserer Welt, er galt ja unserm Menschleid und unserer Erdennot. Der, der in die Niedrigkeit der Krippe und des Stalls hinunter offenbar geworden ist, der hat ja am Kreuz — die fromme Sage läßt es dem Holz desselben Lebensbaums entstammen — das „Mich dür-

stet“ irdischen Leibes und das „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“ menschlicher Seele durchlitten und durchdrungen zugleich, aber bis in das „Vater in deine Hände befehle ich mein Geist“, bis in das „Heute wirst du mit mir im Paradies sein“ hinein. Das schwebt wohl einem in jahrelanger Lähmung geläuterten und gereinigten Mann wie dem großen Germanisten Rudolf Hildebrand vor, wenn er bekennt: „Die gründlichste Antwort auf alle bangen Fragen des Jahres ist immer das deutsche Weihnachtsfest, das auch ohne Worte alle Fragen aus der Seele wie weggewischt.“ Wer das erfahren hat, singt als Christenmensch aus letzter Gewißheit heraus durch zerstörte Hoffnungen und zerbrochene Bittgebete hindurch von den geheimnisvollen weihnachtlichen Blämmeln: „Mit seinem hellen Scheine vertreibt die Finsternis, wahr' Mensch und wahrer Gott, hilft uns aus allem Leide, rettet von Sünd und Tod“. Daß es das gibt!

Und unser Alltagsweg trägt aus der Weihnacht in die sozialen Nöte der Menschheit und in die Brüche und Rachsüchte der Völker hinein das stille, erlösendmächtige Licht der Liebe und Vergebung, der Hilfe und „Lindigkeit“ (wie es der Apostel Paulus einmal nennt, nämlich da, wo er ruft: „Freuet euch in dem Herrn allewege!“), und es wird dann das Mahnen aus dem Obersteiermärkischen, geistlichen Gspiel nicht mehr schwinden können: „Getreuer Hausvater, betrach' das hinfür! So oft bei deim Garten ein Armes geht für, ob nicht wohl Maria in menschlicher Gestalt mit ihrem Kind Jesus um Herberg anhalt'!“

Die deutsche Weihnacht hat ihre Seele wiedergefunden, ihre christliche Seele: welch ein unwägbarter Segen, wenn das so ist!

Tag für Tag und Nacht um Nacht,  
All und jeder Stunde  
Botschaft, Hirten kundgemacht,  
Geht von Mund zu Munde.  
Allerstund und überall  
Steigt der Herr vom Throne,  
Wird ein Kind und nimmt im Stall  
Bei den Tieren Wohn.

Ehrt denn ihn im Heiligtum  
Herrlich über allen,  
Habt auf Erden um und um  
Fried und Wohlgefallen!  
Sei verglichen aller Streit,  
Alle Feinde nichtig!  
Weihnacht! — Macht die Tore weit,  
Macht die Steige richtig!

Walter Brandl

